

64. Jahrgang
Nr. 15

Leipzig,
7. Januar 1928

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Sportmann ♦ Gemälde von Prof. Arthur Kampf

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7 b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig € 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnnummer 50 Pf., zusätzl. ortsüblicher Ausstellungsgebühren

Brotella für Alle

Nicht nur für Verstopfte!

Jeder Arzt sagt uns, daß die einseitige Kulturstoff (zuviel Gebratenes, Gebackenes, Gekochtes, Gewürztes, Verfeinertes, Konserviertes) zu Störungen des Kreislaufs, der Verdauungsorgane, der Nierensekretion, der Drüsen, der Hauttätigkeit, des Nervensystems — also zu Krankheiten führt.

Darmträgheit und Stuhlverstopfung,

das sind die Zeichen unserer Zeit. In den Tiefen unseres Darms, in den zahllosen Falten und Buchten desselben liegen alte Schlacken, Krusten, verhärtete Kotreste und Bakterien verborgen — jahrelang! Die „Viertel- und Halbverstopften“ sind viel zahlreicher als die Verstopften.

Die Stuhlverstopfung braucht selbst noch keine Krankheit zu sein, aber sie kann es werden durch den Ernährungs-Schlendrian und gewohnheitsgemäßen Gebrauch schädlicher Abführmittel.

Eine angegessene Darmträgheit muss auch wieder „abgegessen“ werden — durch eine Natur-Diät, Voll-Diät, Energie-Diät, wie sie die

Brotella-Magen-Darm-Diät

nach Professor Dr. Gewecke

darstellt. Brotella ist die Erlösung vom schädlichen Abführmittel. Brotella ist die ideale Magen- und Darm-Diät für Gesunde und Kranke, die in hundert Zubereitungsarten genießbare Gesund-nahrung für Frühstück, Mittag- und Abendbrot — für Kinder und Erwachsene.

Wir unterscheiden:

Brotella-mild (Magen-Suppe) Pfd. M. 1.40

Brotella-stark (Darm-Suppe) Pfd. M. 2.—

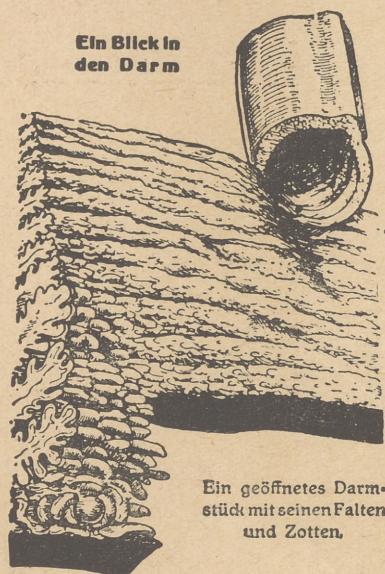
Außerdem Spezial-Brotella für Korpulente, Diabetiker, Nervöse, Blutarme, Kinder und gegen Durchfall. — Man verlange Spezial-Literatur.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern. — Literatur und Brotella-Kochbuch kostenfrei.

Wilhelm Hiller, Nahrungsmittel-Werke, Hannover

zugleich Hersteller der Lukutate-Drüsen-Diät.

Ein Blick in den Darm



Ein geöffnetes Darmstück mit seinen Falten und Zotten.

Wann. Wie und Wo



Vorstellung — Verzeihung! —
Sie wollten noch Most-Pralinen!



— hinter des Vordermanns breitem Rücken
einfach prachtvoll.

1. Preis.
ins. Herr J. Guggenheimer, Memmingen
2. Preis.
Eins. Herr K. Hilbich, Berlin-Lankwitz
3. Preis.
Eins. Herr P. Walter, Berlin-Cöpenick



MOST-PRALINEN

gegessen werden, sollte unser Photo-Preisausschreiben zeigen. Es bestätigt unsere Überzeugung:

MOST-PRALINEN

SCHMECKEN IMMER UND ÜBERALL — in allen nur denkbaren und originellsten Situationen des Lebens.



MOST-G.M.B.H., KAKAO- u. SCHOKOLADEN-FABRIKEN

HALLE A.S.

Daheim



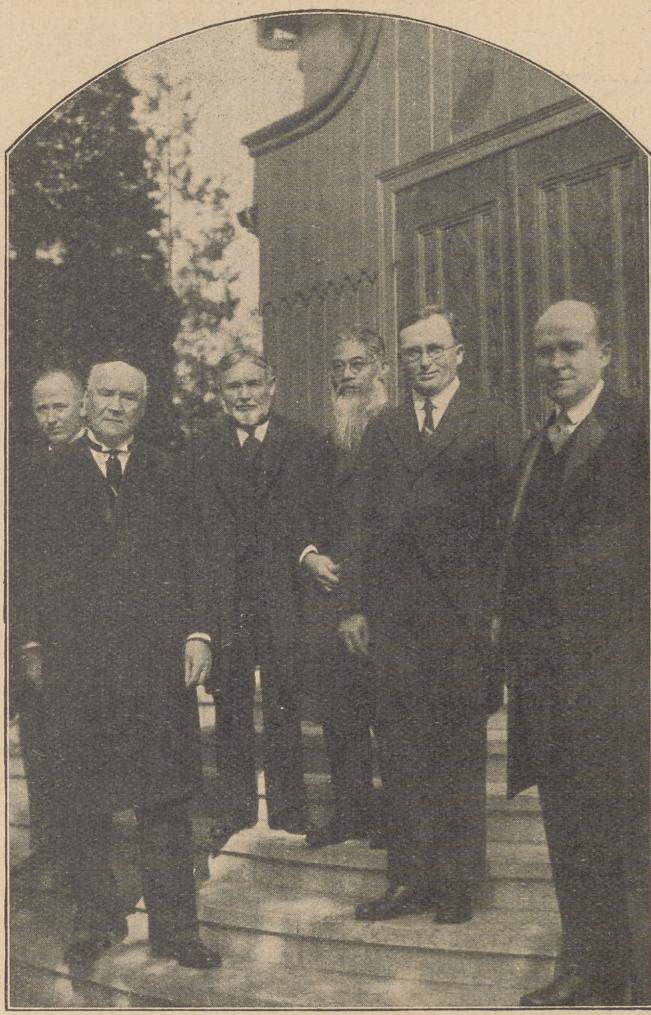
64. Jahrgang. Nr. 15

7. Januar 1928



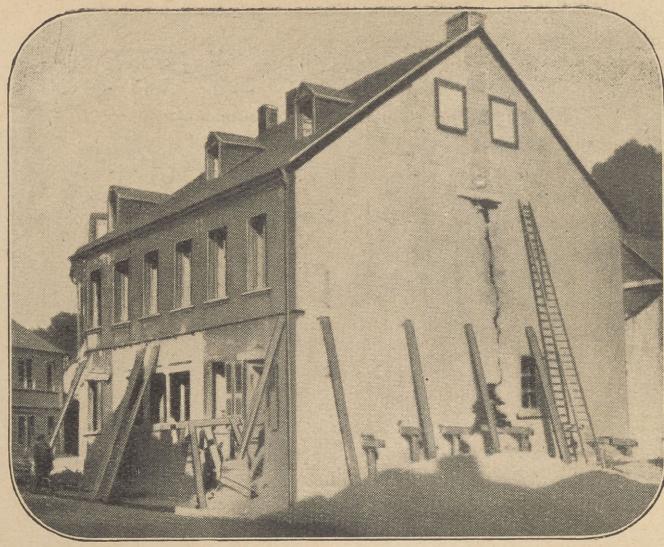
„Die Jugend der Königin Luise“.

Madly Christians als Prinzessin Luise (links) und Anita Dorris als ihre Schwester Prinzessin Friederike von Mecklenburg. (Terraftlm.)
Nachdruck verboten.



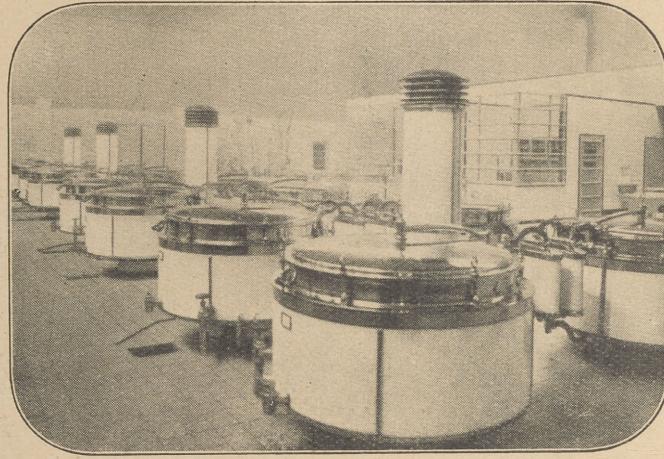
**Einweihung der neuen deutschen protestantischen Kirche
in Tokio.**

Vorn links: Botschafter Dr. Solf.



Der Raubbau im Saargebiet.

Das Bergmannsdorf Schnappach bei St. Ingbert steht infolge der rücksichtslosen französischen Gruvenausplünderei vor dem Einsturz. (Weltphoto.)



Die größte Schulkinderspeisung in Deutschland.

Die neue Stadtküche in Frankfurt a. M., die monatlich 450 000 Portionen Essen liefert. (Weltphoto.)



Rom im Schnee.

Die erste Kältewelle dieses Winters drang ungewöhnlich weit nach Süden. (G. Basch.)



Vom internationalen Eishockey-Turnier in Berlin.
Die siegreiche Wiener Mannschaft, der es gelang, ihre englischen Gegner aus Oxford und Cambridge zu schlagen.



Der Soldat mit Hemd, Kragen und Schlipss.
Neue Versuchsuniform der Reichswehr: Halsfreier Dienstrock, Ausgehanzug mit weißer oder feldgrauer Wäsche und feldgrauem Selbstbinder. (P. Lamm.)



Ein Denkmal des Dr. Eisenbart
wurde an seinem Sterbehaus in Hann. Münden enthüllt.
(Atlantic.)

Links:
Winter in den Drebergen.
Renntierherde von nur zwei Lappen geführt, auf dem Marsch über die Schneefelder.
(Phot. Thomasson.)



Kältewellen. Von Dr. Ernst Steffen.

Schon sehr früh, ganz ungewöhnlich früh, setzte in diesem Winter die Kälte ein. Eine Kälteperiode von merkwürdig langer Dauer und besonderer Schärfe bildete den Aufpunkt der winterlichen Jahreszeit. Tauwetter löste die Kälte bald ab, aber wir wissen ja nicht, was noch kommt. Meistens fällt das Maximum der niedrigen Temperaturen in die zweite Hälfte des Januar. Übertrifft der diesjährige Januar mit seinen Kältegraden den Dezember des vorigen Jahres nicht, so hatten wir eine ganz ungewöhnliche Erscheinung vor uns. Dann war nämlich das Kältemaximum bereits in der dritten Dezemberwoche zu verzeichnen. In dieser herrschte in einem großen Teil Deutschlands strenger Frost. Die Temperaturen sanken vielfach bis minus 27 Grad. An einzelnen Orten noch darunter. Dabei war das Kältegebiet seiner Ausdehnung nach ein ungewöhnlich großes. Es erstreckte sich bis ins Mittelmeer. An der Riviera wurden minus 6 Grad gemessen. In Florenz minus 2, auf Sizilien wurde der Nullpunkt der Thermometerskala erreicht. Derartiges war seit 135 Jahren nicht mehr da. Daher ist auch nicht anzunehmen, daß in der zweiten Januarhälfte, also zur Zeit des üblichen Kältemaximums, noch einmal ein so außergewöhnlicher Kälteinbruch stattfinden wird. Wir können also wohl behaupten, daß wir einen Winter erlebt haben, wie er so bald nicht wieder kommen wird.

Freilich hat es auch schon strengere Winter gegeben. Wem fiel bei der Erwähnung derartiger Winter nicht die Ballade vom Reiter ein, der über den Bodensee ritt? Diesmal ist der Bodensee nicht derart zugefroren, daß man vom einen zum andern Ufer gelangen konnte. Seit dem Jahre 895 trat dieser

Fall nur dreißigmal ein. Wir können uns also trösten, es hätte noch ärger, noch viel ärger kommen können! Ein Winter aber, in dem es sehr kalt war, wurde immer als etwas Besonderes empfunden. Schon zu Zeiten, wo es noch keine Wetterfunde, noch keine Thermometer und daher noch keine Aufzeichnungen der Kältegrade gab, suchte man das Andenken an ihn wachzuhalten. Man berichtete darüber in Chroniken, man schrieb die Jahre harter Kälte an den Kirchenmauern an. An einer Säule der Kirche zu Wasserburg am Bodensee sind die Jahre verzeichnet, in denen man auf dem Eis nach dem andern Ufer kommen konnte. Auf diese Weise hat sich die Kunde sehr strenger Winter erhalten, ja wir können sogar behaupten, daß sie uns alle lückenlos bekannt sind. Wir wissen, daß das Adriatische Meer im Jahre 834 zufro. Im physikalischen Sinne stellt es eine Salzlösung dar. Salzlösungen aber gefrieren viel schwerer als reines Wasser. Die Kälte muß also eine ganz außerordentliche gewesen sein. Erst im Jahre 1234 trat der gleiche ungewöhnliche Fall noch einmal ein. Im Dezember des vorigen Jahres ist die Ostsee gefroren. Die Bewohner einzelner Inseln begannen schon, Not zu leiden, weil man mit Schiffen nicht zu ihnen kommen konnte und weil die Eisverhältnisse doch keine derartigen waren, daß sie den Verkehr zu Fuß oder mit Fuhrwerk gestatteten. Von einem Zufrieren der Ostsee wird verschiedentlich berichtet. 1294 konnte man mit dem Schlitten über das Kattegat von Norwegen nach Jütland reisen. Elf Jahre später, 1305, fror sie abermals. 1349 herrschte ganz besondere Kälte. Ein lebhafter Schlittenverkehr entwickelte sich insbesondere von Stralsund aus nach Dänemark. In dem Jahr-

hundert von 1323 bis 1423 wiederholte sich dieser Fall dreimal. Besonders streng war der Winter 1423, wo man mit Schlitten, zu Pferd, ja sogar zu Fuß von Lübeck nach Danzig kam. Ein Zufrieren wird des weiteren aus den Jahren 1438, 1546 und 1599 gemeldet.

Große Kälte spielte auch mehrfach in der Geschichte eine Rolle. Ein berühmter Fall ist der des Jahres 1658. Damals rückte Karl X. von Schweden mit einem gewaltigen Heere über den Welt nach Seeland. Ein zweiter noch merkwürdiger Fall ereignete sich im Jahre 1795. Hier wurde die Politik durch die Kälte und durch eine — Spinné gleichermaßen beeinflußt. Der holländische Generaladjutant d'Isjonal, der diese Tiere in langjähriger Gefangenschaft beobachtet hatte, erkannte, daß sie sich im Winter verkriechen, wenn es warm wird und regnet, daß sie aber aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, wenn es klar und kalt wird. In dem genannten Jahre 1795 sagte er dem Befreier der Niederlande, dem französischen General Pichegrus, voraus, daß in etwa zehn Tagen scharfe Kälte kommen würde. Er kannte seine Spinnen und wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte. Pichegrus aber verließ sich auf d'Isjonal. Die Kälte trat auch richtig ein. Pichegrus überschritt die gefrorenen Kanäle und eroberte Utrecht. Derartige strenge Kälten sind in Holland noch öfter beobachtet worden. Vor allem hat auch der Winter 1667 dort ein böses Andenken hinterlassen, indem weite Strecken der Nordsee, darunter auch die Zuidersee, zufroren. Zehn Jahre vorher, 1657, war wieder einmal die Ostsee gefroren, und 1740 konnte man auf dem Eis über den Sund gelangen. Auch aus dem vorigen Jahrhundert sind mehrere außergewöhnlich kalte Winter bekannt. Vor allem der des Jahres 1850 und der des Jahres 1880, in dem auch der Bodensee fror, so daß man ihn überschreiten konnte.

Aber in allen diesen kalten Wintern sank, soweit Aufzeichnungen vorhanden sind, das Thermometer in Deutschland wohl kaum jemals über 30 Grad unter Null. Wir können uns also immerhin trösten, wurden doch in Jakutsk in Sibirien minus 50 Grad gemessen, und in Werchojansk sogar 66,2. Dieser Ort scheint die kälteste Stelle der Erde zu sein. Er wird deshalb auch meteorologisch als „Kältepol“ der Erde bezeichnet. Man muß sich wundern, daß dort überhaupt noch Menschen leben können. Die gewöhnlichen Thermometer versagen, da das Quecksilber ja bei minus 39 Grad gefriert. Die Messungen werden hier mit Weingeistthermometern ausgeführt.

Welches sind nun die Ursachen derartig außergewöhnlich strenger Winter? Die letzte dieser Ursachen sind noch nicht vollkommen aufgeklärt. Man nimmt an, daß Veränderungen auf der Oberfläche der Sonne, insbesondere Sonnenflecken, dabei eine Rolle spielen, die ja im Jahre 1927 in besonders großem Umfang aufgetreten sind. Die Sonnenflecken nehmen in bestimmten Perioden zu und wieder ab. Die Zahl der Flecken erreicht alle elf Jahre ein Maximum und nicht ganz in der Mitte dieses Zeitraums ein Minimum. Die Kälteinbrüche stimmen jedoch mit dieser Periode nicht überein. Man hat dann wieder die Schwankungen der Erdachse als Ursache angesprochen und hat sogar prophezeit, daß

wir einer neuen Eiszeit entgegengehen, wie sie ja schon vor Millionen von Jahren auf Erden herrschte.

Wenn wir also auch über die letzten, über die kosmischen Ursachen des Entstehens strenger Winter nicht unterrichtet sind, so kennen wir doch die rein irdischen Zusammenhänge, denen die einzelnen kalten Tage, Wochen oder auch Monate ihre Entstehung verdanken. Sie wurden insbesondere durch den regelmäßigen Wetterdienst ermittelt, durch den die Unterlagen zum Studium der Wettergestaltung geschaffen wurden. Die Sonne strahlt nicht gleichmäßig auf alle Teile der Erde. Wo sie eine starke Strahlung ausübt, entsteht eine starke Erwärmung der Luft. Die erwärmte Luft steigt in die Höhe und zieht dabei neue Luft nach sich. In Gegenden hingegen, wo keine Erwärmung durch die Sonne stattfindet, sinkt sich die schwerere kalte Luft auf die Erde nieder. Sie drückt infolge ihrer Schwere das Quecksilber des Barometers in die Höhe. Wo sie sich niedersenkt, entsteht also ein Gebiet hohen Luftdrucks, ein barometrisches Maximum, ein „Hoch“. An den anderen Stellen, wo die Luft leichter ist, sprechen wir von einem barometrischen Minimum oder einem „Tief“.

Die Luft strömt stets von den Gebieten hohen Drucks nach denen des niederen. Betrachten wir nun ein Tief, ein Minimum oder, wie man es auch nennt, eine Depression, so finden wir, daß sie einen Luftwirbel, eine „Zyklone“ darstellt. Wie das Wasser um einen in einem Flüß befindlichen Wirbel herumströmt, so kreisen auch die Winde um das Tief. Fast alle Minima, die das Wetter in Europa beeinflussen, kommen vom Westen her. Auf ihrer Vorderseite herrschen südliche Winde, auf ihrer Rückseite nördliche. Solange wir im Bereich der südlichen Winde sind, ist das Wetter warm. Sobald wir in den Bereich der nördlichen Winde kommen, wird es kalt. Wir stehen dann unter dem Einfluß der Luft, die vom Nordpol und vom Nördlichen Eismeer herkommt.

So oft also im Winter ein Minimum an uns vorübergezogen ist, tritt Kälte ein. Dann bilden sich aber im Winter noch besondere Wetterlagen aus. Gegen Ende Januar entsteht meist über Russland, Sibirien und oft bis nach Asien hinein ein großes Hoch, von dem aus der Wind nach einem ausgedehnten Tief strömt, das über dem Atlantischen Ozean lagert. Der Wind kühlte sich dabei an den schneebedeckten Steppen Russlands ab. Er fegt als scharfer Ostwind über Europa hinweg und erzeugt so das gewöhnlich Ende Januar eintretende Kältemaximum. Je nachdem das Tief mehr nördlich oder mehr südlich liegt, ist mit Südost-, Ost- oder Nordostwind zu rechnen. Die Grenze dieses großen sibirischen Maximums liegt meist im Osten Deutschlands über Weichsel und Oder. Ihm steht das atlantische Tief gegenüber. Die Grenzen beider schieben sich hin und her. Je nachdem ein Ort in den östlichen Wind des Maximums oder in den südlichen des Minimums zu liegen kommt, hat er Kälte oder Wärme. Eine ähnliche Wetterlage hatte sich im Dezember 1927 ausgebildet und wurde die Ursache der langdauernden und frühen Kälte dieses Winters. Eine alte meteorologische Erfahrung sagt, daß der Witterungscharakter gewöhnlich längere Zeit gleichmäßig bleibt. Dies hat sich bewahrheitet: die Kälte hat bis zum Heranrücken des westlichen Minimums gedauert.

Das Biedermeierjahr. Von Karl Rollenhagen.

Mit 7 Abbildungen von Stichen nach Zeichnungen von Johann Heinrich Ramberg.

Wollen wir es uns nicht wünschen? Gewiß, die „unbedingte Ruh“ mag uns nicht gut tun, und der Herrgott im „Gauft“ hat den Mephisto gesandt, um sie zu stören. Aber der Schwabe Waiblinger sang: „Die Ruh‘ ist doch das Beste in dieser argen Welt,“ und er mußte es wissen, denn er ward von Unglück und Schuld gejagt, bis er, ein ewiger Zigeuner, in Rom seinen Frieden fand. Wir müssen viel entbehren, und das neue Jahr wird nicht milder sein als das alte. Ja, wenn wir wenigstens der kleinen Freuden sicher wären, wie sie vor mehr als hundert Jahren Johann Heinrich Ramberg mit so zärtlicher Liebe geschildert hat.

Er war kein großer

Künstler, aber er hat in einem langen Leben (1765 bis 1840) unendlich viel geschaffen, Gleichgültiges und Entzückendes, Nichtiges und Kostbarkeiten, am glücklichsten wie so mancher

Deutscher im kleinen Format, in der humoristischen Darstellung. Ihm saß, so sagt man, immer ein Schelm im Nacken. Er lebte in Hannover. Der große Porträtiß Reynolds war in London sein Meister gewesen. Er reiste vom Rokoko zum Biedermeier, jeder Entwicklung, jeder Mode, bis zur Schwäche, gefügig. Winckelmann, Lessing und Goethe waren die Ideale seiner Jugend. Der Antike wollte er nacheifern. Doch er blieb ein Kind des Rokoko, liebenswürdig tadelnd, auch wo er auf Ge-



Januar.

schichtsbildern eine heroische Niene annahm.

Als Zeichner stand Ramberg im Wettbewerb mit Chodowiecki. Unsere Bildchen zeigen es: der Berliner Meister wirkte trocken neben dem Hannoveraner, aber er ist auch ernster, zuverlässiger. Rambergs Fleiß konnte nicht alle Aufträge sorgfältig erledigen. Neben so meisterlichen Stücken wie diesen Kalenderblättern finden sich andere flüchtige, süßliche, die die Vergessenheit verdienen, in der sie schlummern. Für zahllose Almanache hat er durch Jahrzehnte den Bilderschmuck geliefert. Bilder zu Goethes und Schillers Dramen sowie zu beliebten Opern wie „Freischütz“, „Don Juan“, „Zauberflöte“, „Tigars Hochzeit“, „Barbier von Sevilla“. Er hat sich hier auf denselben Boden bewegt wie sein Neffe Artur von Ramberg, der Illustrator der „Luise“ und „Hermann und Dorotheas“. Mit zum Reizvollsten gehören die zierlichen Kalenderblätter, die er für



März.

Bildern. Was sie singen und ihren Lesern wünschen, sind die kleinen Freuden des guten Bürgers. Aber so ein paar Rokokoschnörkel fehlen nicht. Ein Schäfer bläst seine Flöte, und Götter sind es, die die Liebenden beschützen. Es fährt eben noch die Postkutsche durchs Land. Kurze Zeit, und die erste Eisenbahn donnert an erstaunten und erschrockten Gesichtern vorüber. — Rambergs Ruhm hat den Künstler nicht

Diese Verse passen ausgezeichnet zu Rambergs



Juli.



August.



September.



Oktober.

das von St. Schütze herausgegebene „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft“ im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts geschaffen hat. Auf kleinstem Raum streut der Künstler eine Fülle anziehender Schilderungen aus dem Biedermeierleben aus. Er bringt in der Zwölfszahl der jeweils vereinten Blätter nicht bloß die Monate unter, sondern stellt Tänze zusammen und gesellige Spiele, vor allem aber die Liebe und ihre Jahreszeiten, auf dem Lande und in der Stadt, ihre Lust und ihr Leid.

Diese Tätigkeit war gewiß nicht gewaltig. Aber was sie schuf, erfreut unser Herz und erfüllt uns mit einer wehmütigen Sehnsucht. Denn immer wieder unterliegen wir der Täuschung, es sei früher manches oder alles besser gewesen, und insbesondere der Biedermeier habe nur Vergizmeinnichtfränze gewunden. In gewandelten Zeiten fühlen wir nach, was vor über hundert Jahren Schütze zu Rambergs Bild-

überlebt. Er wurde schnell vergessen wie die Almanache, für die er so fleißig gearbeitet hat. Sie stehen in ihren bunten Papp- und zarten Seidenbänden in unsern Büchereien, und man liest sie kaum. Die Schützeschen Taschenbücher finden sich in der reichen Almanachsammlung der Lipperheideschen Kostümbibliothek zu Berlin. Nach den Originalstichen sind unsere Rambergschen Abbildungen hergestellt. Sie gehören zum Schönsten, was auf diesem Gebiet geschaffen worden ist. Schade, daß unsere Kalender, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, nicht soviel Geschmack und Liebe auf ihr Gewand verwenden. Es fehlt den Menschen an Zeit, Besinnliches zu schaffen und zu genießen, und es scheint nicht, als wenn wir im neuen Jahr mehr Zeit haben werden. Man soll sie sich deshalb wünschen: ein Stück Biedermeier am Feierabend, wenn es schon nicht ein ganzes Biedermeierjahr werden soll und kann.



Dezember.

Ein Goliath unter den Rundfunksendern. Von Dr. Albert Neuburger.

Der neue „Deutschlandsender“ hat seinen Betrieb aufgenommen. Er ist gegenwärtig der stärkste Rundfunksender in ganz Europa — und das ist gut so! Es bereiten sich nämlich Dinge vor, die man vielleicht am besten als „Welt-Wettkampf im Äther“ bezeichnen kann. In Amerika besteht die Absicht, fünf große Sender zu bauen. Sie sollen derart über das Gebiet der Vereinigten Staaten verteilt werden, daß sie über die Ozeane hinweg in den anderen Erdteilen vernehmbar sind. Sie sollen die Kunde von der Größe Amerikas auf kulturellem, künstlerischem, technischem und wirtschaftlichem Gebiet in alle Winde schreien. Da kann England nicht zurückstehen. Eben ist es dabei, sein „Empire Broadcasting“ einzurichten. Schon hat es Amerika, wenigstens in technischer Hinsicht, übertrumpft. In Chelmsford arbeitet man nämlich mit kurzen Wellen, die auf viel weitere Entfernungen vernehmbar sind als die längeren, mit denen Amerika seinen Ruhm zu verkünden gedacht. Das „Empire Broadcasting“ wurde geschaffen, um engere Beziehungen geistiger Natur zwischen den britischen Kolonien, den Dominions und dem Mutterland herzustellen. Wie im Reich Karls V., so geht auch im britischen die Sonne nicht unter. Funkisch ausgedrückt heißt das, daß die kurzen Wellen des Chelmsförders Senders die ganze Erde zu umfluten bestimmt sind. Die ganze Welt wird vom englischen Rundfunk widerhallen, wird hören, was man in London über Chelmsford verkündet. Die Amerikaner haben es offen ausgesprochen, daß sie von ihren großen Sendern auch wirtschaftliche Vorteile erwarten. Sollte es in England anders sein? Frankreich will nicht zurückstehen. Die Station Radio-Paris soll derart verstärkt werden, daß man sie in Europa und weit darüber hinaus hört. Polen hat in Kattowitz einen neuen Sender errichtet, der verschiedene deutsche überträgt.

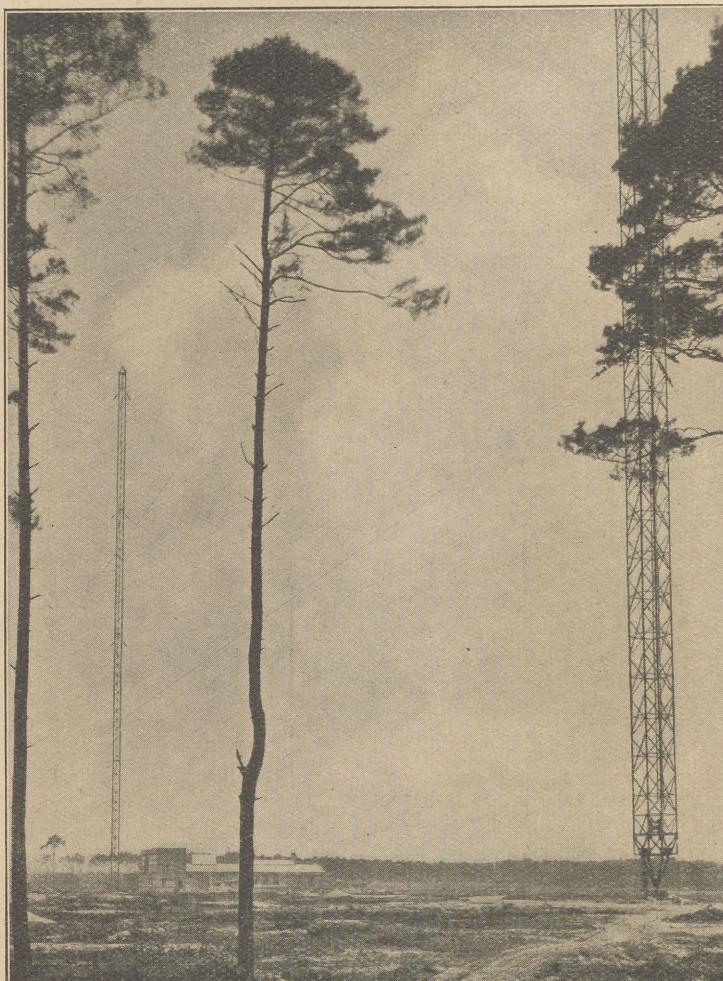
Soll Deutschland in diesem Kampf mit geistigen Waffen,

soll es in diesem Wettkampf, der bald den Äther erfüllen wird, zurückstehen? Soll die Welt nur hören, was man anderswo leistet? Wir dürfen uns freuen, daß rechtzeitig der große und mächtige Sender erstanden ist, dessen gewaltige elektrische Energie und vorzügliche technische Durchbildung es uns ermöglichen werden, unsere Stimme weit über Europas Grenzen hinauszusenden. — Vom technischen Standpunkt aus betrachtet stellt der neue Deutschlandsender, stellt dieser Rüfer im Streit eine Höchstleistung dar. Bei ihm sind alle neueren Erfahrungen der Rundfunktechnik verwertet. Damit sein Betrieb durch andere Sender nicht gestört wird, hat man ihn etwa fünf Kilometer von der Hauptfunkstelle Königswusterhausen, südöstlich dieser Stadt, in der Nähe des Ortes Zeesen errichtet. Hier steht er einsam mittan im Wald. Auf einer ovalen Lichtung erhebt sich das Stationsgebäude, hoch überragt von den beiden Masten, die den Sende-draht tragen.

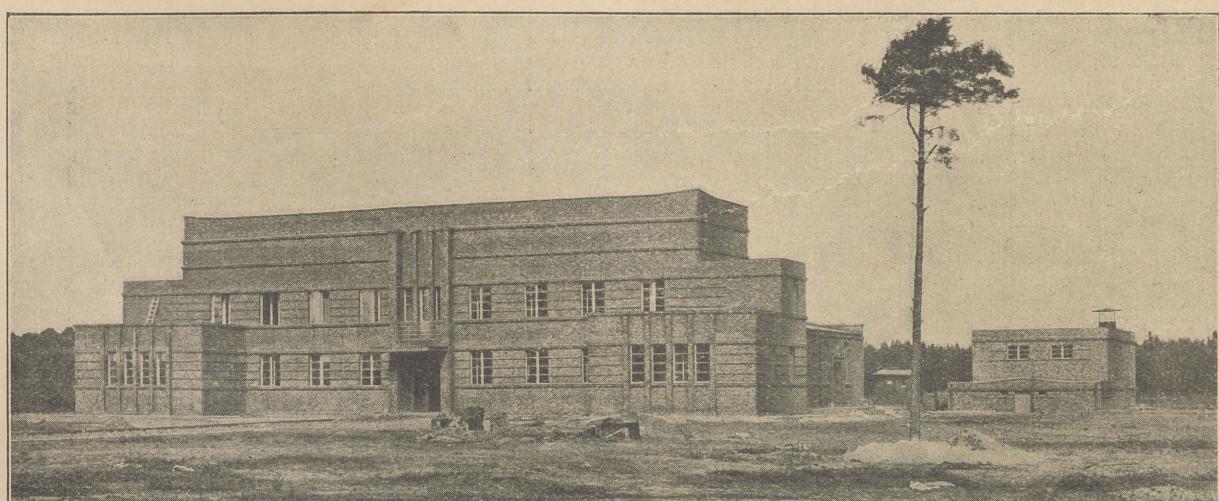
Betritt man die große Halle, in der der Sender steht, so ist man über die übersichtliche Anordnung erstaunt. Man erkennt auf den ersten Blick, daß hier drei verschiedene Boregänge vor sich gehen, daß in drei Stufen gearbeitet wird. In der ersten werden die elektrischen Schwingungen erzeugt, in der zweiten werden sie verstärkt. Gleichzeitig aber wird auf diese Schwingungen, wird auf diese elektrischen Wellen die Musik oder die Sprache über-

tragen, die aus dem 35 Kilometer entfernten, in Berlin befindlichen Aufnahmeraum kommt. Die Wellen werden im Rhythmus der Sprache oder der Musik „moduliert“. Dann erfolgt in der dritten Stufe eine nochmalige Verstärkung. Und nun strahlt die verstärkte modulierte Welle vom hohen Luftleiter hinaus in der Ferne, hinweg über Deutschland, über Europa und noch weiter!

Einen wundervollen Anblick stellen die beiden in Eisen-gitterwerk ausgeführten, überschlanken, je 210 Meter hohen



Die 210 Meter hohen Masten des neuen Deutschlandsenders.



Stationsgebäude des Deutschlandsenders nach den Plänen des Architekten Bruno Buch.

Masten dar, die den Sendedraht tragen. Sie sind weiß und rot gestrichen, damit Flieger sie bei jeder Witterung schon von weitem erkennen und ihnen ausweichen. Unten endigen die Maste in einer Spitze. Auf dieser Spitze balancieren sie. Kann man sich einen Bleistift vorstellen, der auf seiner Spitze steht? Freilich werden diese Maste durch Abspannseile gehalten. Aber sie besitzen doch noch eine gewisse Beweglichkeit, die es ihnen ermöglicht, dem Winddruck auszuweichen. Durch dieses Ausweichen verliert der Wind seine Kraft über sie.

Ruhe und Stille herrscht in der großen Halle und in den übrigen Räumen der Station. Fast kein Mensch ist zu sehen. Und doch beginnt jeder einzelne Teil der umfangreichen Anlage im richtigen Augenblick zu arbeiten. Diese Genauigkeit des Einsetzens, Aufhörens und Einhaltens bestimmter elektrischer Verhältnisse ist einer eigenartigen Anordnung zuzuschreiben, die gewissermaßen die Seele oder das Gehirn des Betriebs darstellt. Auf einem großen marmornen Pult, dem Haupthaltpult, sind zahlreiche Druckknöpfe und buntfarbige elektrische Vämpchen angeordnet. Jeder Druck auf einen Knopf schaltet eine andere Maschine, eine andere Batterie, eine andere Verstärkeröhre, einen anderen Umformer oder was sonst es auch sei, ein. Jeder Druck auf einen anderen Knopf schaltet sie wieder aus. Dass aber die Schaltung nach jedem Druck richtig erfolgt ist, wird durch das Aufleuchten eines der Glühlämpchen selbsttätig gemeldet. Ein einziger Mann, der an diesem Pult steht, genügt also, um die ganze Anlage zu beherrschen, zu leiten, zu regeln. Es gibt aber noch zwei ganz besondere Knöpfe. Drückt man auf den einen, so setzt sich der Sender von selbst in Betrieb. Dann

beginnen die Pumpen für das Kühlwasser zu laufen, die Röhren fangen an zu glühen, die Maschinen setzen sich in Bewegung, die entsprechenden Lampen leuchten auf. Ein Druck auf den zweiten Knopf, und die ganze Anlage steht still.

Ein Tropfen der Wehmut fällt in den Becher der Freude: Die Wellenverteilung wird durch eine internationale Kommission geregelt. Nach vielen Schwierigkeiten ist es gelungen, für den alten Deutschlandsender Königswusterhausen die Welle von 1250 Meter zugebilligt zu erhalten. Der neue Sender, der die Bezeichnung „Deutschlandsender bei Königswusterhausen“ führen wird, übernimmt diese Welle. Aber schon hat die vor kurzem in Washington tagende Konferenz beschlossen, die großen Rundfunksender auf den Wellenbereich zwischen 1350 und 1875 Meter zu beschränken. Der englische Großsender zu Daventry mit 1604 Meter, Radio-Paris mit 1750 Meter werden also mit ihrer alten Welle weiter arbeiten dürfen. Der Deutschlandsender bei Königswusterhausen aber hat keine Welle mehr. Ob es möglich sein wird, auch ihn noch in dem engen Wellenband zwischen 1350 und 1875 Meter unterzubringen, in dem schon eine ganze Anzahl von Großsendern arbeitet, muss abgewartet werden. Jedenfalls ist dieser Beschluss für Deutschlands Rundfunkwesen ein schwerer Schlag. Aber man braucht deswegen den Kopf nicht hängen zu lassen. Es gibt ja auch noch kurze Wellen, und die reichen, wie wir oben bereits ausführten, weiter als die langen. Was man in Chelmsford kann, können wir auch. Im Bereich der kurzen Wellen lassen sich noch viele Sender einordnen. Vielleicht wird schon in Nähe der neuen Funkstelle auch ein Kurzwellensender angegliedert. Wollen wir das Beste hoffen!

Emil Frommel.

Ein Kranz um sein Bild zum Hundertjahrstage von Theodor Kappstein.

Emil Frommel, der treueste Freund des Daheim und des Daheimkalenders, will in fröhlicher Rüstigkeit am 5. Januar 1928 in sein zweites Jahrhundert eintreten, nachdem er seit 1898 von seinem arbeitsreichen, gesegneten Leben auf dem alten Garnisonfriedhof in Berlin im Schatten des Kreuzes friedlich ausruht. Das erste Jahrhundert eines bedeutenden Menschen soll das schwierigste sein, vom zweiten an wird es leichter. Wir, die wir seine Schüler und Lebensgenossen bis zu seinem Tode waren, wissen uns unserem Lehrer und Freund in frischgrüner Liebe dankbar verbunden, auch wenn die Wege der Weltanschauung und der eigenen Lebensarbeit uns zum Teil weitab von seiner Bahn geführt haben. Denn was diesem Berliner Original seine

unverweltliche Bedeutung, unabhängig von den Zeiten, sichert, ist neben der erstaunlichen Fülle geistiger und persönlicher Gaben dieses Priesters und Künstlers die harmonische Verschmelzung in ihm von Christentum und Kultur, von lauterer Herzengrömmigkeit und weltoffener Bildung. Und wenn nach Frommels Lieblingstext die Liebe unter den Gottesgaben den Vorrang behält bis in Ewigkeit auch vor Glaube und Hoffnung: so möge sein Bild von der Hand eines Jüngers uns zu seinem Jubiläum grüßen im Sinne seiner Berliner Abschieds predigt, die er mit dem innigen Wort beschloß: „Man kann im Alter vieles nicht mehr, wozu man in der Jugend die Kraft hatte. Da will ich mich des alten Propstes von St. Nikolai getröstet, der im hohen Alter sagte: Sehen kann ich nicht mehr, hören kann ich nicht mehr, reden kann ich nicht mehr; aber eins kann ich: lieben kann ich.“

In einem Berliner Hotel war eine Russin abgestiegen, die kein Wort Deutsch verstand und die ihre einzige Schwester, die sie nach langen Jahren der Trennung mit ihrem Besuch überraschen wollte, als unheilbare Geisteskrank niedersandte. Verzweifelt kehrte die Fremde in den Gasthof zurück. Teilnehmend befragt der Oberkellner die etwas französisch radebrechende Dame um die Ursache ihrer Erregung. „Aber gehen Sie doch zu Hofprediger Frommel!“ sagte er dann tröstend. War Frommel ein Allheilmittel? So allgemein bekannt als Notanker in jeder Verlegenheit des Lebens? Ja, vom Kaiser bis zum Droschenkutscher kannte ihn jeder Mensch in Berlin, und mit seinen zahlreichen Volkschriften und auf weiten Reisen drang er in die Welt. Er war ein Virtuose der Menschensfreundlichkeit, weil er selber siebenmal Mensch war. Ein Künstlerkind von einem süddeutschen Vater und einer französischen Mutter, im elsässischen Straßburg konfirmiert, ein bayrischer Student, am Rhein pastorierend, Italien und Holland durchwandernd, um als preußischer Garnisonsfarrer (1870) mit den deutschen Truppen Straßburg zu belagern, seine Jugendkirche in Flammen aufgehen zu sehen und in der eroberten Stadt die deutsche Dankpredigt zu halten. Sein Wesen spiegelte diesen farbigen Lebensgang, den er seine „Naturgeschichte“ nannte. Er war ein Mückenkind durch und durch und voll Schwung und voll Ideen, in allen Kunstgebieten beheimatet; und er war ein Pfarrer sondergleichen, hinreißend und bibelgläubig und weltfreudig! Alles an ihm war beweglich wie Quecksilber und wirkte doch als Vollklang



Die Feldprediger der Gardelandwehr vor Straßburg.
Zweiter von rechts Emil Frommel.



Emil Frommel als Student.



Emil Frommels Mutter.
Nach der Lithographie von F. A. Heineman.

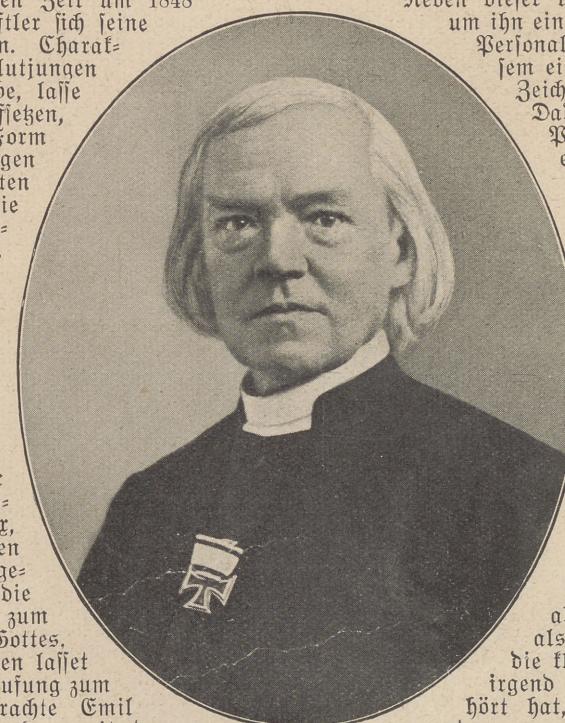
Kupferstecher von Ruf, hielt ein offenes Künstlerhaus, desto energischer nahm seine zweite Gattin die Zügel des Hausrégiments. Emils Wiege war ein Walchchor; da das Kind nicht gerade eine Schönheit war, so pflegte ihn die Mutter, wenn Besuch ins Haus kam, mit einem Tuch bedekt in den Winkel zu schieben. Frommel behauptete später heiter, es könne sich jeder Mensch mit einem guten Willen zu seinem Vorteile verändern. Im Gymnasium war er kein Musterschüler. Sein Herz schlug im grünen Wald und bei den tausend Bildern des Lebens. Schwere Wagen fahren langsam. Und da bei seiner Mutter (und übergreifend in die Familie) ein engpäpstlicher Geist einzog, unter dem unser Freund schmerhaft litt, so ging er unverstanden seine eigenen Wege. In Halle, Erlangen und Heidelberg studierte Frommel, der eigentlich Mediziner werden wollte, Theologie; in den Stürmen der politisch erregten Zeit um 1848 suchte der begeisterte Burghenschaftler sich seine Weltanschauung redlich zu zimmern. Charakteristisch ist die Lösung des blutjungen Pastors: „Ich halte, was ich habe, lasse mir aber kein anderes Gewissen aufstellen, als das ich habe, und suche in der Form kein Heil.“ Bei dem eigenwüchsigen Pfarrer Henhäuser, einem Konvertiten aus dem Katholizismus, wurde die in ihm schlummernde Kunst bildstarker Volksrede kräftig geweckt. In einer badischen Dorfgemeinde tat er die ersten Schritte ins Amt, ebenso eroberte er sich in Karlsruhe im Sturm die Herzen. Bis 1869 wirkte er sodann in Wuppertal-Barmen, in beständigem Kampf seiner weltweiten Gläubigkeit mit dem weltabgewandten Pietismus jener Landschaft. Doch Frommel erfüllte, was er in der Antrittspredigt zusagte: der römische Oberpriester hieß Pontifer, ein Brückenbauer. „Im tieferen Sinne soll jeder Diener am Evangelium ein Brückenschläger sein, der die Brücke baut aus dem Unglauben zum Glauben, aus der Welt ins Reich Gottes, aus der Zeit in die Ewigkeit. Den lasset mich werden.“ — Doch erit die Berufung zum Garnisonpfarrer nach Berlin brachte Emil Frommel in sein Element. Er kam mit der Lösung: „Ich bin eine anima naturaliter lutherana, eine wurzelrecht lutherische Seele, die für ihr innerstes Herzensbedürfnis, für

die freie organische Anschauung der Schrift sowie für alle gottgeordneten Verhältnisse und Dinge der Welt, für Kunst und Musik, für nationale deutsche Entwicklung in Luthers Reformation ihren naturgemäßen Ausdruck findet. Nur halte ich hoch die Freiheit in religiösen und kirchlichen Dingen und bin ein abgesagter Feind alles Zwanges in Dingen des Gewissens. Mir steht das Reich Gottes über den Kirchen, darum ich auch kein Parteimann bin, weder ein lutherischer noch ein unierter, wiewohl ich in der Union stehe.“

und Einklang. Wie diese Augen blitzten, alles Lebendige liebten und alles suchten, was nach Leben sich sehnte! Was er sprach und schrieb, sprudelte von Geist und Anmut. „Ich wohne immer Sonnenseite.“ sagte er und verbiss sich die Schmerzen seines Jahrzehntelangen organischen Leidens und zerdrückte heimlich eine Träne. Er gab sich — das war übereich. Er durfte immer alles zu allem sagen. Er durfte sich gehen lassen, wie er seinen Lutherrock mit dem Eisernen Kreuz gern aufknöpfte, ohne sich zu verlieren. Man lachte und lächelte über seine unbefangenen humoristischen Einfälle und war unterhalten und erbaut zugleich. — Frommel Vater, ein



Emil Frommels Vater.
Nach der Zeichnung von R. Kurz.



Emil Frommel in späteren Jahren.

Kein kümmerliches Wort kann Frommels Konfirmandenunterricht umschreiben! Das war eine stille Welt, ein Klostergarten mit Kreuzgang und hohen Malvenstauden — von ferne keine in den Schultag hineingedrückte Religionsstunde, sondern jedesmal eine Weihetunde. Nicht nur die Mädchen, sondern auch die Jungen schwärmt für diesen „ihren Pastor“, der sich den Hospredigertitel von ihnen verbat und der sie ebenso freileßt, wie er sie am goldenen Bande leitete. Als Soldatenpfarrer verstand der ausbündige Menschenkenner die religiösen Gedanken mit feinstem Taktgefühl in die militärische Bildersprache zu verwandeln; doch gab er einem General, der ihn ermunterte, „die Kerls ordentlich anzufassen“, den entzückenden Bescheid: „Die Leute haben sechs Tage in der Woche das schwarze Donnerwetter über sich; ich will ihnen am siebten Tage ein Stückchen blauen Himmel zeigen.“

Neben dieser unfreiwilligen Hörschaft scharte sich um ihn eine die alte Garnisonkirche überflutende Personalgemeinde, die unverbrüchlich an dieselben einzigen Manne hing und ihn mit dem Zeichen ihres Vertrauens überschüttete.

Dadurch häuften sich die seelsorgerlichen Pflichten und alle Kausalien nebst einem ausgedehnten Briefwechsel für Frommel von Jahr zu Jahr, so daß der kränkliche Mann die Nächte zu Hilfe nahm, wenn der Tag durch Besuche und Amtshandlungen von früh bis spät aufgefüllt war, und er sich selber sammelnd auch noch mit der Feder als Volkspoet etwas schaffen wollte. Der uns das goldene Buch vom „Heinerle vom Lindelbronn“ und Hunderte köstlicher Skizzen geschrieben hat, der seinen Amtsbrüdern die pastorale Erfahrung sammelte und die Gedanken zu den hohen Festen der Kirche prägte — was hätte er bei mehr Mühe Bleibendes im Schrifttum ans Licht heben können! Aber er warf seine ganze Persönlichkeit in der Gemeinde wie als Festprediger in allen Vereinen und in allen Städten, als Freund in zahllosen Häusern unter die kleinen und großen Menschen. — Wer

irgend etwas von Frommel gelesen oder gehört hat, der sieht Zustände und Menschen anders an als vorher. Sein Humor, der keine schweifende Stimmung war, sondern eine tiefgewurzelte Weltanschauung, vermittelt jedem eine harmonische Lebensauffassung. Er war

geschäftlich unmöglich und auf den kirchlichen Konferenzen wie im Konsistorium ein Fremdkörper; aber ob er beim alten Kaiser Wilhelm in Gastein als Kurprediger der Vertrauensmann war, oder mit den Berliner Droschenkutscherfamilien die Monatsversammlungen abhielt, oder im Kindergottesdienst die Jungen und Alten bezauberte, oder das Hochzeitsmahl eines Paars würzte, oder in seinem Hause die gesellige Tafelrunde beglückte: immer verklärte er das Leben der Seele und des Geistes und baute am ewigen Reich Gottes.

Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Tizia Leisich

15

Die letzte Stellung.

Arm, wie sie gekommen, schritt Ursula in der Morgenfrühe, als noch alles schlief, aus dem Haus Kenneth MacDonalds. Sie nahm nur soviel mit, als sie tragen konnte. Sie wollte wieder da anfangen, wo sie vor anderthalb Jahren begonnen: auf der Stellungssuche. Nur den Ort hatte sie dann gewechselt. Statt Chicago — Neuyork. Aber sie konnte sich nicht von hier trennen, von der Luft, die er atmete, von dem Ort, der sein Arbeitsfeld war.

Und sie hatte Glück im Unglück auf dieser lecken Expedition in das ihr gänzlich unbekannte, Klippen- und abgrundreiche Neuyork, das Neuyork der Verdienster. Sie fand Dalia wieder, die geheimnisvolle Dalia, die Journalistin der Einwanderer.

Sie hatte ganz klagesichtig ihr Suchen nach Verdienst begonnen, an das sie ergeben-trotzig heranging wie an eine selbstaufgerlegte Strafe. Sie hatte auf eine Anzeige geantwortet, die jungen, hübschen Damen eine „künstlerische“ Betätigung verhieß, weil sie vermutete, daß man ihr dort eine Arbeit anbieten könnte. Als sie die Einladung der Paramount Advertising Studios erhielt, in ihrem Büro vorzusprechen, stellte sich heraus, daß diese Paramount Studios Dalia waren —

Dalia war nicht mehr Journalistin, sie hatte es satt bekommen, für andere zu arbeiten. Sie hatte sich selbstständig gemacht, besaß ein eigenes Büro mit einem Empfangsraum, in der es brokatene Sitzegelegenheiten, ein lilienhaftes Fräulein beim Telefon und eine völlige Abwesenheit jeder Andeutung von Arbeit gab. Hier war Ursula eingetreten, hatte ihren Brief dem ins Telephon murmelnden Fräulein gezeigt, auf den diese einen elegischen Blick warf und weiter murmelte. Dann hatte sich eine Tür geöffnet und eine schlanke, brünette Dame in einem entzückenden topasfarbenen Kleid war mit ausgestreckten Händen auf Ursula zugekommen. „Ich habe es ja gewußt, daß Sie es sind. Solch einen krausen Namen, den gibt es nur einmal, jedenfalls nur einmal hier in Neuyork, das krause Namen die Menge hat. Lassen Sie sich doch anschauen, Kind —“ sie legte Ursula mütterlich die Hände auf die Schultern und sah ihr in die Augen. „Ja, Ihr Gesicht habe ich mir gut gemerkt, man hat Verständnis für hübsche Dinge.“

Sie führte sie in ihr Zimmer; in dem lag die ganze Lichtflut des Tages, der hier im zwanzigsten Stock näher der Sonne zu sein schien, als unten auf der Straße. Eine Wand des Raumes bestand ganz aus eingefasstem Glas, durch das man zwischen den zerhakten und übereinandergewürfelten Wolkenkratzern der unteren Stadt, über den Häfen und weit hinaus auf das milchblaue Meer sehen konnte. Neben dieser Pracht des Ausblicks war dafür in dem Raum nichts als barste Nüchternheit; Schreibtische, Telephon, Registrerkabinette; ein Brunnen mit Eiswasser: Arbeit.

„Schreiben?“ sagte Dalia, „Ja, ich schreibe auch jetzt noch, aber für mein Geschäft; kann manches verwerten, das ich beim Journalismus gelernt habe; denn das Rohmaterial zu richten, stützen, würzen und appetitlich servieren, so wie's der Bielfraß Publikum gerne hat, das lernt man dabei.“

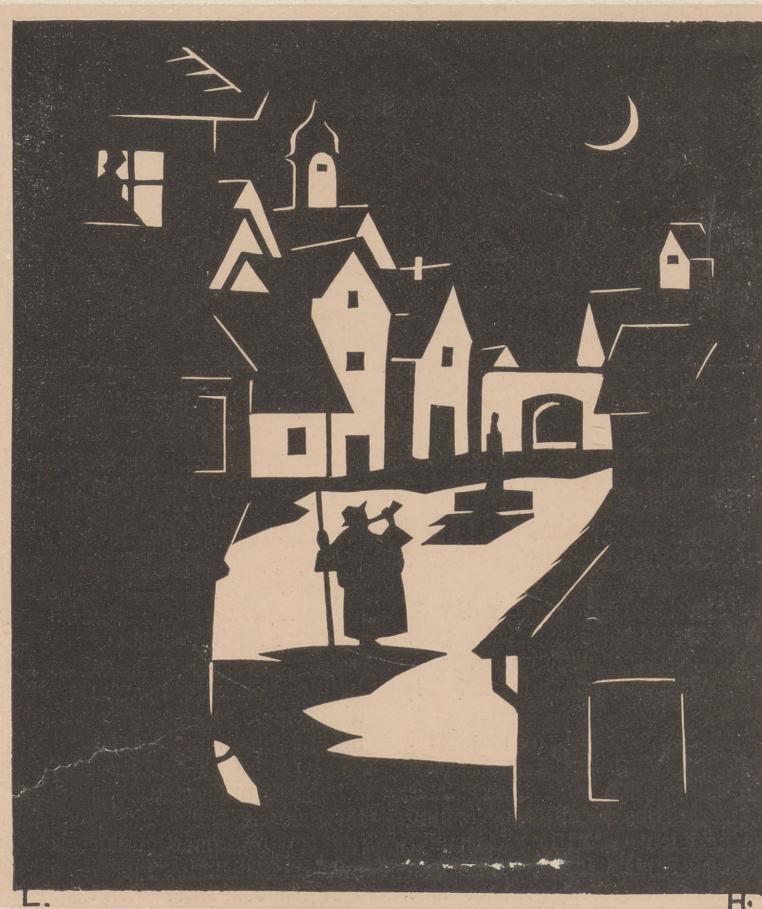
Sie wurde vom Telephon unterbrochen und fuhr dann fort: „Aber nun zu Ihnen, Kind. Ihr Brief war ja ungeschickt geschrieben. Photo hatten Sie auch keines beigelegt; hätte nicht Ihr Name darunter gestanden, an den ich mich sofort erinnerte, hätten Sie kaum eine Antwort bekommen. Denn schauen Sie bloß einmal her, — sie zeigte auf zwei große Stöcke Briefe und Photographien, — „so viele Damen bieten sich für künstlerische Be-tätigung an. Warten Sie nur, was das für ein Zirkus wird, wenn ich mir einen Teil davon nächsten Vormittag anschauen werde. Also — wir sind, wie Ihnen der Name schon sagt, ein Atelier und kein Büro — auf die Front kommt soviel an — für künstlerische Reklame. Wer in dieser Richtung irgend etwas braucht, sagt uns seine Wünsche. Wir besorgen alles, seien es nun lebende Modelle, Figurinen, gezeichnete Phantasien, Photos, Nachtschuppen, gedichtete Prosa oder prosaische Dichtung. — Was gibt es, Miß Pateron?“

Aus einer Nebentüre war ein Püppchen mit einem Pagenkopf getreten. Dalia winkte ab: „Nicht jetzt; wenn ich zurückkomme vom Lunch. Und rufen Sie Morse noch einmal auf. Ich muß die Proben heute haben. Muß sie haben, verstehen Sie?“ Dann wandte sie sich wieder Ursula zu: „Ich bin ja so froh, daß ich Sie getroffen habe; ich

kann Sie herrlich gebrauchen. Aber nicht deswegen allein, nein, das müssen Sie mir glauben. Ich freue mich aufrichtig, daß wir uns nun doch wieder begegnet sind. Also nun hören Sie, was ich mit Ihnen tun werde. Ich schicke Sie zu Jäckels, der wird Sie mit den schönsten Pelzen behängen, mit Träumen von Pelzen, des amours de fourrures. Sie haben gerade das richtige tout ensemble dafür. Gesicht, Gestalt, Eleganz. Sie haben nichts zu tun, als sich photographieren zu lassen. Aber was ist denn, ist Ihnen das nicht recht? Ich denke doch, Sie suchen —“

„Nicht zu Jäckels, das geht nicht,“ sagte Ursula mit leiser Stimme. Sie dachte an ihren eigenen schönen Nerzmantel von derselben Firma, der in Kenneths Wohnung zurückgeblieben war. „Mein Gesicht darf überhaupt nicht photographiert werden. Ginge es nicht ohne das?“

Dalia sah sie prüfend an, als suchte sie zu erraten. Dann sagte sie: „Keine Gesichtsaufnahmen? Schade. Ich sehe, Sie sind noch genau so sonderlich wie früher. Na gut — es ist ein Teil Ihres Charmes. Es ist Ihre Spezialität, und wir haben hier Sinn für Spezialitäten. Manche gäben zehn Jahre ihres Lebens dafür, um eine zu haben. Natürlich geht es auch ohne Gesicht — lassen Sie sehen —“ sie beugte sich nieder und rückte den Saum von Ursulas Mantel ein wenig über das Knie,



„Hört ihr Herrn...!“ Scherenschnitt von Louise Hoff.



Wolkentanz. Künstlerische Aufnahme von Richard Wörsching, Starnberg.

„sehr gut, ausgezeichnet. Prachtvolle Beine haben Sie. Sie werden Seidenstrümpfe und Schuhe posieren. Nur die Beine und Füße. Ist das recht?“

Ursula nickte; sie wußte, allzuviel Wahl hatte sie ja nicht. Dalia sah auf die Uhr. „Sagen Sie, my dear, haben Sie ein Luncheon-Engagement?“

Nein, Ursula hatte keine Vereinbarung für das Lunch. Lunch ist dem heutigen Neuyorker eine Gelegenheit, zwei Fliegen mit einem Schlag zu töten — einen leichten Mittagsimbiss zu sich zu nehmen und dabei sein Bedürfnis nach Geselligkeit zu befriedigen.

„Das ist ja herrlich,“ meinte Dalia. Sie hatte manchmal noch all die wuchernde Frische ihrer westlichen Herkunft. „Da gehen Sie selbstverständlich mit mir; ich soll zwar Sam Porter bei Voissins treffen, aber ich werde ihm gleich absagen, und wir machen es uns im ‚Divan parisien‘ gemütlich. Es macht Ihnen ja nichts, wenn ich vorher zu Mme. Clare gehe?“

Ursula kannte Mme. Clare vom Hören sagen; es war eines jener, mit fürstlicher Pracht und geheimnisvollen Kabinett ausgestatteten Etablissements, in das die Damen mit fünfzig Jahren hineingehen, um mit dreißig herauszukommen.

„Es ist das einfachste, Sie kommen gleich mit. Sie schauen ohnehin ein bißchen angegriffen aus. Mme. Clare wird Ihnen ein Gesichtsdampfbad mit einer kleinen Massage geben und hernach werden alle Probleme des Lebens wie ebenso viele aufgeknackte Nüsse vor Ihnen liegen. Merken Sie sich: Sind Sie unglücklich verliebt, hat man Ihnen schlechte Börsentips gegeben oder haben Sie bloß eine alte Auster gegessen — gehen Sie zu Mme. Clare! Dort wird das Leben wieder rosig.“

So erlebte Ursula gleich am ersten Tag ihrer geschäftlichen Laufbahn eine richtige und bis zum Rand gefüllte Luncheonstunde. Am nächsten Tage begann sie ihre Tätigkeit damit, indem sie ihre Beine in allen möglichen Stellungen, mit den phantastischesten Strümpfen und Schuhen bekleidet, photographieren ließ. Nebenbei aber fing sie an, sich Dalia wertvoll zu erweisen, indem sie ihr Ideen für Bilder und Schaustellungen vorschlug. Sie zeichnete elegante oder pastose Innenräume und stellte Stillleben mit bestimmten, sich den Augen von ungefähr einschmeichelnden Zwecken zusammen. Dalia erklärte, sie sei eine kleine Dollarmühle für sie, und erhöhte ihr Gehalt von fünfundzwanzig auf vierzig Dollar in der Woche.

Damit war sie dem Mangel enthoben, denn sie durfte außerdem noch bei Dalia in ihrem sogenannten „Bachelor-girl-home“ wohnen.

Ursula hatte Dalia den Namen Mr. MacDonalbs verschwiegen, aber sonst stückweise einiges aus ihrem Leben erzählen müssen, wobei Dalia großäugig und mit kleinen, neugierig-lüsternen Nasenflügeln zuhörte wie eine geschichtehungrige Kleinstädtlerin.

Alles, was sonst mit ihrer Liebe zusammenhing, verschloß Ursula stumm in sich. Trotz allen Drängens hatte sie Dalia nie Kens Bild gezeigt. Sie erklärte ihr auch nicht, warum sie nie tanzen ging, obwohl Dalia ihr freundschaftlich die besten Tänzer und die liebenswürdigsten jungen Leute aus ihrer reichhaltigen Sammlung zur Verfügung stellte. Wie hätte sie ihr auch erklären können, daß sie Tag und Nacht, auch wenn sie noch so aufmerksam arbeitete, vor dem Gedanken an Ken auf den Knien lag; daß sie jede Minute mit dem Wunderschönsten, dem Allerbestrten in sich füllen wollte, um es in ihrem Herzen wie ein Heiligtum zu tragen; daß sie ganz demütig, ganz von der Gnade der Liebe verklärt, allein bleiben wollte; weil sie ganz einem gehörte, nicht dem kleinen Finger einer fremden Hand erlauben konnte, sie zu streifen; und daß deshalb kein anderer Mann, auch nicht im Tanz, sie berühren durfte. Diese Sicherheit, mit der sie in ihrer Liebe verankert war, goß eine geläuterte, von innen heraus erhelle Klarheit über ihr Wesen aus.

Es gab natürlich oft Stunden, da sie ihr Herz in beide Hände nehmen und fest die Finger darum schließen mußte, weil sie fürchtete, es werde ihr zerpringen. Dann hätte sie am liebsten die Arme über züngelndes Feuer gehalten, damit der physische Schmerz den seelischen überläube. Nicht nur Kens Bild, aber irgendein nüchternes Ding, ein Kleid, in dem er sie gesehen, ein Handschuh, den er über ihrer Hand berührte, vermochte einen wilden Strom heißer Erinnerung in ihr zu erregen. Und die rasende Frage marterte sie, ob Ken sie wiederfinden würde. Und ob, wenn sie ihn wiedersah, seine Liebe zu ihr dieselbe war wie einmal, frei von Verdacht und voll von einem schönen Vertrauen, voll Vertrauen in den guten Lebenskameraden.

Eines Tages sagte Dalia: „Schätz will dich sehen. Du weißt, der deutsche Maler, der hier so unglaublichen Erfolg als Porträtißt hatte. Er malte die Frau eines Neuyorker Industrieritters mit einem Tiger in der Brust. Gute Idee war

es — ganz Newyork schnappte nach Luft vor Aufregung, und er war gemacht.“

Und als Ursula nicht antwortete, fuhr sie fort: „Ich habe ihm von dir erzählt, und er denkt, du könneft das sein, was er als Eingebung braucht für ein symbolisches Gemälde. Er lädt uns zum Tee ein für nächsten Freitag.“

Drei Monate waren verflossen, seit Ursula Ken zum letzten Male gesehen hatte, und sie war indes nirgends gewesen als zu Hause mit Dalia, im Geschäft mit Dalia und ihren Angestellten; hier und da versteckt auf der Galerie eines Theaters und im Menschenwirrwarr auf Straßen und Untergrundbahnen. Nirgends kann man so vollständig untertauchen in Einsamkeit wie in einer Großstadt, besonders in einer, die wie Newyork keinen Meldungszwang hat. Ursula war allen Möglichkeiten, Menschen zu begegnen, ausgewichen. Aber diesmal konnte sie sich nicht zurückziehen, denn Dalia machte ihr klar, daß es „busineß“ bedeute.

„Eine Einladung zum Tee bei Schatz schlägt man nicht ab. Es sind immer interessante Leute dort, die kennenzulernen andere sich viel kostet lassen würden.“

Übrigens war es diesmal gar nicht notwendig, Ursula zu drängen. Sie wollte gehen. Etwas lockte sie an diesem Ausgang zu einer, wenn auch nur halbwegs geschäftlichen Zusammenkunft. Es war wie ein Anknüpfen; fast wie ein Boot, das sie an ein anderes Ufer bringen könnte.

Schatz hatte seinen Wagen für die Damen geschickt, und das war gut. Sein Atelier lag zwar nur ein paar Straßen auf und ab von Dalias Wohnung auf Washington Square, aber zu gehen war heute beschwerlich und ein Taxi kaum aufzutreiben. Es war einer jener Tage, da Newyork, die sachlichste Stadt der Welt, das Aussehen und Getriebe eines verwunschenen Ortes erhält. Seit Morgen schneite es, dicht und unaufhörlich, und über allem Lärm, aller Unrat, aller blendender oder grauer Weltlichkeit lag dämpfend und schimmernd eine dicke Schicht Schneeweiß. Als die beiden Freundinnen auf Washington Square austiegen, wo, nur ein paar Schritte vom Geschäftsviertel entfernt, geruhig und träumend alte zwei- und dreistöckige Backsteinhäuser stehen, als seien die letzten dreißig Jahre nicht gewesen — und Ursula die vermummten, gegiebelten Dächer sah, gab es ihr einen Stich durchs Herz. Sie erinnerte sich der Heimat und daran, wie lange sie nicht an sie gedacht, wie weit sie all die Zeit von ihr entfernt gewesen war.

Wie konnte das sein? Wie hatte es dazu kommen können?

Schatz, oben in seinem Atelier, das weit, hoch und tief war, ein Raum, wie er in Newyork nur mehr in den ältesten Häusern zu finden ist, gab ihr die Antwort. Der kleine, dunkle, ruhige Mann, dessen schmale Augen wie tiefe Seen unter einer hohen Stirn lagen, sagte zu ihr: „Es ist das Land für Kinder und Künstler; denn hier ist das Leben noch voll synthetischer Kraft, nicht bloß analytischer wie drüber, wo die Kunst vom Intellektualismus gewürgt wird. Hier ist das Leben mit all seiner Kraft der Liebe und Freude noch ganz und reich, weil die Menschen glauben, daß es ganz und reich ist. Und beide, Künstler und Kinder, brauchen das Leben.“

„Und wir Erwachsenen, können wir es ertragen?“ fragte Ursula.

Er schickte einen schnellen, forschenden Blick über sie hin. „Es kommt darauf an, welche Aufgabe wir hier haben oder uns suchen. Hier zu arbeiten, zu streben nach irgendeinem Ziel, macht uns irgendwie Amerika eignen, daß wir nie mehr mit ganzer Seele zurückkönnen.“

Dann sagte er: „Ich möchte Sie bitten, mir einige Stunden zu sitzen. Es muß nicht gerade sitzen sein, nicht, wie man es gewöhnlich meint. Wenn ich mit Ihnen

spreche, gibt mir das genug Stoff und Anregung. Ich brauche eine weibliche Gestalt für eine große Wandmalerei, die den Gedanken des ‚Heim‘ figürlich darstellen soll.“

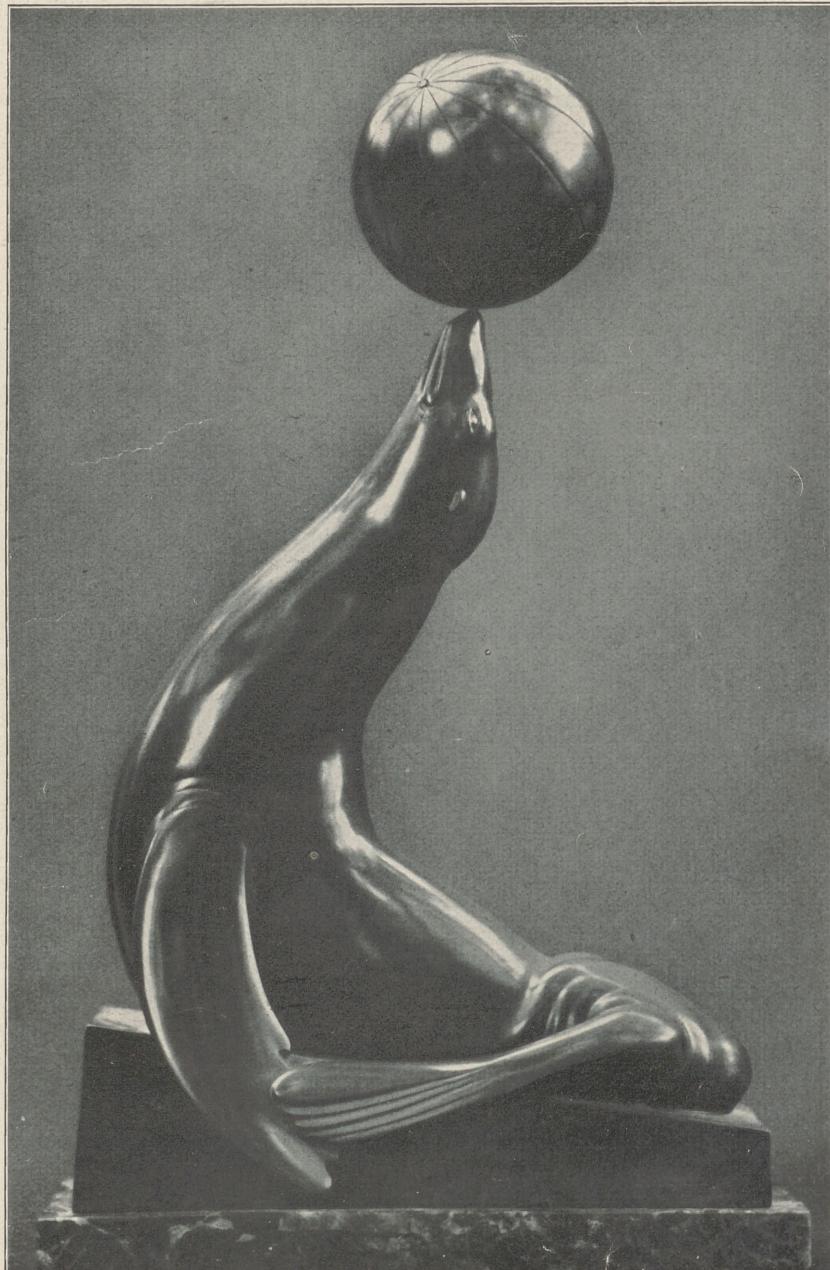
„Mich wollen Sie dazu, mich, die kein Heim hat?“ fragte Ursula traurig.

Schatz wurde fast verlegen; er war kein Mann der immer bereiten, liebenswürdigen Worte. Er war schwerfällig und kannte nur allzugut die maßlose Fähigkeit des gefühlvollen Menschen für das Leid.

Ursula bemühte sich jetzt, über das Schweigen hinwegzukommen und sagte lächelnd: „Ich habe leider noch nichts von Ihren Arbeiten gesehen, habe nur von Ihrem märchenhaften Erfolg gehört.“

Er machte eine kleine Handbewegung, die Zweifel oder Ärger ausdrücken mochte. „Erfolg — das ist solch ein Wort voll Fallen. Tüchtigkeit gehört ja wohl dazu. Man muß etwas können in Newyork und es besser können als andere, sonst vermag man nichts zu erreichen. Aber das ist es nicht allein; Newyork ist voll tüchtiger Leute. Glück gehört auch dazu. Ich sah zu viele Scheitern. — Wir, die Erfolg hatten, wissen am besten, was es uns gekostet hat, und wie nahe wir am Straßengraben des Misserfolges, oft des Verhungerns vorbeigegangen.“

Ursula kam nun öfter zu Schatz, den sie allein oder in Gesellschaft fand. Sie kam gern; sie konnte es bald von einemmal auf das andere nicht erwarten — es war etwas ungemein Lockendes in der Vorstellung, daß Schatz oder irgend-



Dressierter Seelöwe. Bronzefeldwerk von Georg Koch.

einer der Menschen, die sie dort traf, von ihr weg hinausging in eine Welt, in der sie Ken begegnen könnten, ihm auf diese Art einen Hauch ihres Daseins, ihrer Gegenwart überbringend, ohne daß er es ahnte. Und daß umgekehrt irgendein gleichgültiger Mensch, mit dem sie gerade sprach, ebenso vor ihm gesessen, gestern, vorgestern, eine Stunde vorher, und sein Atem vielleicht noch an dem fremden Gewande haftete.

Sein Name war im Gespräch ein-, zweimal gefallen in uninteressanten Bemerkungen, und sie war darunter zusammengezuckt wie unter einem elektrischen Schlag. Zugleich hatte eine seltsame, schmerzhafte Wonne sie erfüllt. Wie konnte ein Name allein solche Stürme der Wehmut, der Sehnsucht und der süßesten Zärtlichkeit auslösen!

Schätz hatte seine eigene Methode. Bevor er Bleistift, Kohle oder Pinsel in die Hand nahm, hielt er Zwiesprache mit seinem Modell; suchte ihm im Gedankenaustausch das Bild seiner Seele zu entreißen, wie es am Grunde jedes Herzens liegt, dem Menschen selbst oft am tiefsten verschleiert. Diese Innenwelt war ihm die Hauptsache. Von ihr war das Gesicht seiner Porträts durchdrungen. Was sich ihm davon offenbarte, vermalte er in die Hände, in die Bewegungen seiner Gestalten, in den Hintergrund, so daß es den Schauenden wie eine Offenbarung packte. So malte Schätz.

Oft kam die Erkenntnis erst nach unsäglich schwierigem Suchen und Krämpfen künstlerischer Empfängnis. Oft auch gar nicht. Dann fesselte ihn das Gesicht nicht. Er war bekannt dafür, daß er manchen Porträtauftrag einfach nicht annahm.

Es war ein ganz außerordentlich milder Februaritag, da er sich im sonnenüberstrahlten Atelier hinsetzte und Ursula, die er in ein scharlachrot-goldenes Gewand gekleidet hatte mit weiten Ärmeln und weitem Rock, zu malen begann. Sein Gesicht hatte dabei den Ausdruck verbissener Wut, seine Augen schienen mehr nach innen als nach außen zu sehen, und seine Hand arbeitete wie ein Sklave unter der Peitsche. Als das Telephon läutete, überhörte er es; erst als Ursula eine Bewegung machte, als wollte sie aufstehen, entfuhr seinen Lippen ein Schmerzenslaut; seine Mundwinkel sanken nach abwärts und seine Hand fuhr nach der Stirn. Es schien, als wache er auf. „Verzeihen Sie,“ sagte Ursula. „Ich glaube, es ist Dalia, sie hat mir etwas außerordentlich Wichtiges —“

Er hob den Hörer auf. „Ja, ja, oh, wie geht es Ihnen? Jetzt? Nun ja, ich bin eigentlich — ach freilich, in diesem Fall . . . Wo sind Sie? Unten vor meinem Haus? Ach so. Gut.“

Er war ärgerlich; er teilte Ursula mit, daß er einen Herrn für eine kurze Besprechung empfangen müsse. Ursula saßte die Falten ihres mittelalterlichen Rockes zusammen und ging in das Nebenzimmer.

Der Maler begrüßte seinen Gast, der die Stufen in dem aufzuglosen Haus herausgeklettert war und sich Kühlung zufächelte. Währenddessen sagte er: „Ich wollte Ihnen nämlich, weil wir heute doch diesen Carpenter treffen sollen, wegen des Schloßauftrages aus Utah, wissen Sie, auseinandersehen, daß ich gegen diesen Mann die schwersten Bedenken habe. Wie lange kennen Sie ihn schon?“

„Ich?“ fragte der Maler erstaunt. „Ich habe ihn vor gestern noch nicht gekannt; er ließ sich bei mir melden. Um die Wahrheit zu gestehen, er trat in der Halle des Biltmore Hotels auf mich zu und sagte, er habe meine Karriere schon lange verfolgt und er habe einen Auftrag, den nur ich ausführen könne. Aber ich war doch der Meinung, daß er Ihnen gut bekannt ist. Er wenigstens ließ dies durchblicken.“

„Aber was fällt Ihnen ein, ich sah ihn neulich bei dem Lunch, das Sie veranstalteten —“

„Und das Sie zahlen mußten —“

„Ich sah ihn da zum zweitenmal, nachdem er sich bei mir gemeldet und mir mitgeteilt hatte, daß er von Ihnen —“

Er blieb plötzlich mitten im Satz stehen und starzte auf das angefangene Bild Ursulas. Er stand auf und trat nahe hinzu; sein Gesicht wurde blaß unter der etwas gebräunten Haut. Atemlos ging er auf den Maler zu, saßte ihn bei der Schulter und fragte fast barsch: „Wie kommen Sie zu diesem Bild? Zu diesem Modell?“

Schätz war betroffen; er hatte sein ganzes Leben mit Künstlern in zwei Weltteilen zugebracht und war an leidenschaftliche Ausbrüche allerart gewöhnt; aber an diesem Mann war ihm solche Fassungslosigkeit neu. Er antwortete in Ruhe: „Es ist eine Dame meiner Bekanntschaft. Schön, nicht wahr? Ein kleiner Entwurf für das Wandgemälde in Ihrem Hochbau.“

Der andere stöhnte leise: „Schön!“ Und dann nahe an ihm, halb befahlend: „Wo ist sie? Wo finde ich sie?“

Der Maler wischte aus: „Sie lebt sehr zurückgezogen; sie ist kein Modell, wie Sie vielleicht glauben, ganz das Genteile.“

„Das weiß ich, wo finde ich sie? Sagen Sie es mir doch.“

Der andere machte eine bedauernde Handbewegung: „Ich weiß nicht, ich habe von der Dame keinerlei Erlaubnis —“

„Sie haben Sie von mir — die Dame ist meine —“

„Ken!“

Ein Schrei, in dem aller Schmerz in einem Schluchzen unsäglicher Wonne geschmolzen war.

Kenneth MacDonald drehte sich um und sah Ursula in dem leuchtenden Kleid vor sich im Rahmen der Tür stehen, die Hände vor den Mund gepreßt, dem sein Name entfahren war. Einen Augenblick standen sie so, er hier, sie dort; langsam sanken ihre Hände und in ihren weit aufgerissenen Augen stieg eine Angst auf —

Da war er schon bei ihr und warf seine Arme um sie.

Sie aber schloß die Augen, denn sie fürchtete, das Wunder könnte nur ein Blendwerk sein und würde in nichts zerfließen, wenn sie ihm ins Angesicht sah. —

Währenddessen hob er sie hoch und trug sie zur Tür hinaus, als könnte sie irgend etwas ihm hier entwenden. Den Maler vergaß er ganz. Der ahnte ein Liebesdrama und schwieg. Aus einer Tasche zog er einen Abreißblock und schrieb darauf: „Carpenter,“ weil er es ja sonst doch vergessen würde. Und die Sache war wichtig. —

Unten in Kents, in ihrem Automobil, schlug Ursula die Augen auf. Mein Gott, es sollte wirklich wahr sein — Sie griff an ihr Kleid und merkte, daß sie ihren Mantel oben vergessen hatte. Ken lachte — was hatte er für ein strahlendes Lachen — und half ihr in seinen eigenen dicken Automobil-Waschbürtelpelz, der im Wagen lag. Als der Chauffeur, ein anderer als der, den Ursula kannte, ihn fragte, wohin er fahren solle, sagte er nach kurzem Nachdenken: „Fahren Sie bloß ein bißchen hinaus. Vielleicht über die Brücke hinüber.“

Dann saßen sie, die Schultern aneinander, die Hände ineinander und sahen sich an wie zwei Kinder im Märchen. Tauchten mit den Blicken tief in des anderen Augen, hielten sich daran, saugten sich voll Seligkeit.

Um sie beide waren die engen Wände des Wagens wie die Schalen einer rosenroten, sanfttönenden Muschel, die sie ganz umschloß, sie ganz der Süße der gegenseitigen Nähe gab, während draußen vor den Fenstern, nahe und doch unendlich fern, das Leben vorübergliß, schattenhaft, als ginge es die Liebenden nichts an, als sei es nur da, damit sie darüber hinschwelten.

Seinen Mund so nahe an ihrem Mund, daß er die Worte in ihre Lippen hineintropfen ließ, sagte Ken: „Jetzt bist du ganz mein.“

Und sie wiederholte: „Ganz dein!“

Seine Lippen ergriffen die ihren, und seine Hände wandten sich unter dem Pelz um ihre Schultern, preßten sie an sich.

Sie glaubte zu sterben; sie fühlte, als sei solche Wonne tödlich, aber zugleich schöner als das schönste Leben.

Er sagte: „Warum hastest du mich verlassen?“

„Weil ich dich liebte und deine Verachtung nicht ertragen hätte. Deine amerikanische Verachtung.“

„Ich habe doch alles gewußt, ich habe es am — ersten Tage gewußt, als du ihn triffst und dann als du den ersten Brief beim Frühstück bekamst. Erinnerst du dich? Aber ich habe auch gewußt, daß du mir gehörst.“

„Ja, ich gehöre dir!“

Sie saßte sein Gesicht mit beiden Händen und küßte ihn auf die Augen.

In das Sprachrohr, zum Chauffeur, sagte Ken: „Nach Hause, Baxter, den nächsten Weg.“

Aber er konnte das Zuhause nicht erwarten. Nie mehr würde er warten. Er zog die Vorhänge vor und schloß die Straße, die Lichter, die jetzt aufzuflammen begannen, die Menschen, durch deren Menge sie zeitweise wie durch Wasserbäche fuhren, ab, diese Menschenmengen aus vielerlei Mischnungen, die hierher kamen, jahrhundertealte Träume zu verwirklichen.

Ken schloß alles aus, denn er war zum erstenmal mit Ursula allein. Er hielt sie fest. Und da er sie küßte, trank er die zwei Worte, die ihre Lippen formen wollten.

Es waren keine besonderen, es waren nur zwei kleine, einfache, trotz ihrer Abgetragenheit seltsam leuchtende Worte. Nichts als: „Nach Hause —“

Die Flucht nach Ägypten. Von Dr. Georg Giesecke.

Am Sonntag nach Neujahr hören wir aus dem Matthäus-evangelium die Geschichte von der Flucht nach Ägypten. Nur wenige Zeilen sind dem knappen Bericht gewidmet. Ausführlicher wird der bethlehemitische Kindermord geschildert, dem das Christkind auf göttliche Weisung entrann. Die Legende war mit dieser Kargheit nicht zufrieden. Als die letzten gestorben waren, die den Heiland noch selbst gesehen hatten, begann man zu sammeln und aufzuzeichnen, was von seinen Worten und Taten überliefert war. Wichtiger noch erschienen die Berichte seines Leidens und Sterbens sowie seiner wunderbaren Geburt. Dem nächsten Geschlecht genügte das nicht mehr. Man wollte auch von Maria und Joseph etwas Ausführliches hören

und vor allem von der Jugend des Herrn. Seit dem 2. und bis ins 6. Jahrhundert entstanden Schriften, die unter dem Namen des Jakobus, des Thomas, des Matthäus und anderer verbreitet wurden, Evangelien, die bei der kanonischen Zusammenstellung des Neuen Testaments nicht mit aufgenommen worden sind.

Aus guten Gründen. Manche von ihnen sind geschrieben, um bestimmte feierliche Lehrmeinungen z. B. über die heizumstrittene göttliche und menschliche Natur Christi zu stützen. Andre sind, wie noch Lührer bemerkte, reich an lächerlichen und närrischen Dingen, so daß sie es deshalb zu keinem allgemeinen Ansehen in der Christenheit bringen konnten. Trotzdem haben sie auf die künstlerische und die Volksphantasie bis in unsere Gegenwart hinein gewirkt. Das Leben Mariä insbesondere, Stoff für unendlich viele Werke der bildenden Kunst wie der Literatur aller Zeiten und Völker, ist ohne die apokryphen Evangelien nicht denkbar.

Die Flucht nach Ägypten zählt zu den sieben Schmerzen Mariä. Eben hatte die Jungfrau den stolzesten Augenblick ihrer Mutterschaft erlebt: Die Weisen aus dem Morgenlande neigten sich mit königlichen Gaben vor dem Kinde. Da kam der Befehl an Joseph: Auf nach Ägypten! Zum erstenmal erfuhr die ahnende Mutter, daß die bösen Mächte der Welt ihr Glück zu zerstören trachteten. Das Gold — noch lag es unberührt in dem Kästchen, in dem es Melchior, der eine der drei Könige, überbracht hatte — jetzt mußte es helfen, die Kosten für die Reise in die Fremde zu bezahlen. Daß man gerade nach Ägypten die Schritte lenkte, war nicht zu verwundern. Das Nilland war seit alters die Zuflucht für verfolgte Juden. In Alexandria und an anderen Orten hatten sich starke jüdische Gemeinden gebildet. Ein Jude konnte sich hier unter seinen

Leuten wie zu Hause fühlen. Der Weg war weit, doch nicht so endlos, wie wir uns heute vorstellen. Schon gut hundert Kilometer südlich von Jerusalem kamen die Reisenden über die ägyptische Grenze, denn das Reich der Ptolemäer griff über die Landenge von Suez weit nach Asien hinüber. Und dann: Gott war mit den Flüchtigen, und voll von Wundern war seine Führung. „Engel zeigten ihnen den Steg. Die dienten auf dem Reiseweg Jesu dem Herrn!“ So heißt es in einer alten deutschen Dichtung.

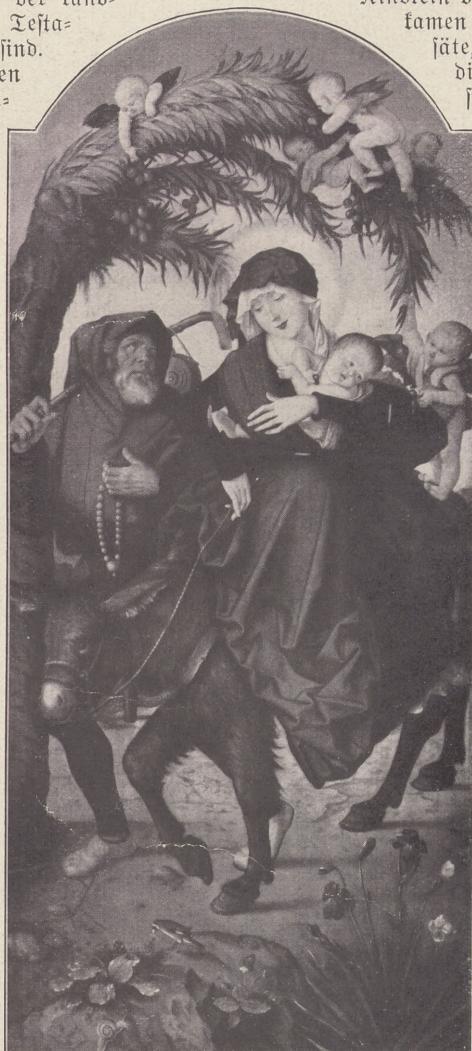
Die Legende erzählt, der böse König Herodes habe erfahren, daß just das Kind, dessen Tod er wünschte, seinem Wüten entronnen sei. Wieder bangte er um seine Krone und befahl seinen Kriegsknechten, den Zimmermann mit Weib und Kind zu verfolgen. Die Reiter waren schneller als die arme, kleine Familie mit ihrem Esel, und Maria und Joseph fürchteten, sie würden eingeholt und gefangen und das Kindlein vor Herodes geschleppt und ermordet. Da kamen sie an ein Feld, wo ein Bauer Weizen säte, und Maria sagte zu dem Mann: „Wenn dich jemand fragt, ob wir vorübergegangen sind, so antworte: Ja, das war, wie ich Weizen säte!“ Am nächsten Morgen kamen die Reiter, fragten den Bauer nach einem alten Mann und einer jungen Frau mit einem Kind, erhielten die Antwort und kehrten um. Denn in einer Nacht war der Weizemannshoch aufgeschossen, und es lohnte sich nicht zu verfolgen, wer hier des Wegs geschritten war, als man ihn säte.

Wie lange die Reise dauerte, berichtet die Legende widersprüchsvoll. Aus einer Wanderung von dreißig Tagen macht sie durch göttliche Einwirkung einen Tagmarsch und kümmert sich nicht darum, daß die vielen von ihr erzählten Reiseabenteuer sich unmöglich im knappen Zeitraum eines Tages ereignet haben können. Mancherlei Mühsal ist zu bestehen, denn der Weg führt durch die Wüste. Der Drachen wilde Brut quillt aus Höhlen drohend hervor, aber gleich Löwen und Panthern neigen sie sich vor dem göttlichen Kinde. Als Maria und Joseph vor dem wilden Getier erschrecken, spricht Jesus zu ihnen: „Ich war immer vollkommen und die wilden Tiere müssen mich fürchten.“ Und wirklich tun sie den Reisenden nichts. Selbst der Esel reizt nicht ihren Blutdurst, und sie wandern ein Stück mit und zeigen den Weg. Es ist fast wie im goldenen Zeitalter, im Paradies, wo Wölfe mit Schafen weiden und der Löwe sich mit dem Stier verträgt.

Einmal verspürte die Mutter des Heilandes argen Durst, denn die Sonne brannte sengend. Da beugte



Das wundersame Weizenfeld. Ausschnitt aus der „Flucht nach Ägypten“ auf Memlings „Sieben Freuden Mariä“ in der Pinakothek zu München. (Phot. Hansstaengl, München.)



Der seine Früchte darbietende Palmbaum auf Hans Baldungs „Flucht nach Ägypten“. Flügelbild vom Hochaltar des Freiburger Münsters.

sich ein Palmbaum herunter, um mit seinem Schatten erfrischende Früchte zu bieten, und aus seiner Wurzel entsprang ein klarer Quell. Das Christkind aber befahl aus Dankbarkeit einem der Engel, die als Spielgefährten zu ihm famen, einen Zweig dieser Palme in den Himmel zu pflanzen. Dort gedieh er zur Freude aller Heiligen, denn von seinen starken Ästen wurden fortan die Ehrenpalmen der Märtyrer geschnitten. Von einem andern wundersamen Baum, einem Maulbeerbaum, wird erzählt, er habe seinen Stamm geöffnet, um darin die Reisenden vor Räubern zu bergen. Dieser Baum wird noch jetzt in der Gegend von Heliopolis in Unterägypten gezeigt. Aus einem überräumlichen dicken Stamm steigt er in zwei Ästen mächtig und schattreich empor, ein Wahrzeichen der Landshaft.

Von Räubern wurden die Flüchtigen oft belästigt. Einmal rückte eine ganze Bande vor der kleinen Gesellschaft aus, denn es klang ihnen, als wenn eine Armee mit Trompeten und Paukenkrach, den obersten Kriegsherrn in ihrer Mitte, über die Landstraße zöge. Ein anderes Mal zeigte sich der Räuberhauptmann von milden Sitten, und Maria dankte ihm dafür. Sein Kind war nämlich frank und wurde durch ein Bad in dem von Jesu benutzten Wasser geheilt; dieses Kind hieß Longinus und stand später mit seiner Lanze als ein bekehrter

Heide unter Christi Kreuz. Und wiederum läßt die Legende den Tod Jesu anklingen: zwei Räuber überfallen die heilige Familie. Der eine von ihnen, Titus, wird von Mitleid gepackt und gibt seinem Spießgesellen Dumachus vierzig Drachmen, damit er ablässe und vor allem nicht die Bande wecke, die irgendwo versteckt in den Felsen schlief. Da sprach Jesus zu seiner Mutter: „Nach

dreißig Jahren werden mich die Juden in Jerusalem kreuzigen und jene beiden Räuber werden mit mir ans Kreuz geschlagen, Titus zu meiner Rechten, Dumachus zu meiner Linken.“ Und Maria verdeutlichte das Wort dem gutmütigen Räuber: „Der Herr wird dich in seine Rechte nehmen und dir deine Sünden vergeben.“

In Ägypten wurden die Flüchtigen gut aufgenommen. Zeichen und Wunder begaben sich. Eine göttliche Frau mit einer Mauerkrone auf dem Haupt, eine Verkörperung des Nilreichs, kam dem göttlichen Kinde entgegen und neigte sich zum Zeichen der Unterwerfung. Die Bilder der alten Götter stürzten, ein legendärer Zug, an dessen geschichtlicher Wahrheit Kirchenväter wie Athanasius und Hieronymus nicht zweifelten, denn so erschien erfüllt, was man bei Jesaias und Jeremias las: „Die Gözen in Ägypten werden vor ihm beben“ und „Er soll die Bildsäulen zu Ägyptenland zerbrechen.“ In einem Tempel, den die Familie, ohne Herberge oder Gastfreund, betrat, stürzten 365 Götterbilder um. Der Bürgermeister Aphrodi-

sus eilte entsezt herbei und überzeugte sich von Jesu Göttlichkeit. — Viele Kranken hat Jesus in Ägypten geheilt, nicht im Einklang mit dem Evangelium, das von der Hochzeit von Kana als Jesu erstem Wunder spricht. Aber fesselnder als diese Heilungen sind die Berichte, die Ägypten als das erste dem Heidentum entrissene Land schildern.

Auch der ägyptische Glaube kennt ahnungsvoll einen großen Herrscher, der wunderbar geboren wird; es ist Ameno-phis, der Sohn des Gottes Ra und der jungfräulichen Königin Mautne. Die Legende berichtet, Jeremias sei in Ägypten gewesen und habe dem König Pharaos prophezeit, seine Götter würden sinken, wenn eine Jungfrau ein Kind gebäre. Man kannte Isis mit dem Horusknaben und fabelte nun



Die Rast am Brunnen im Heidentland. Albrecht Altdorfers „Ruhe auf der Flucht“ im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. (Phot. Hansstaengl, München.)



Flucht. Gemälde von Erich Fraas. (Ausschnitt aus einer modernen Darstellung.)

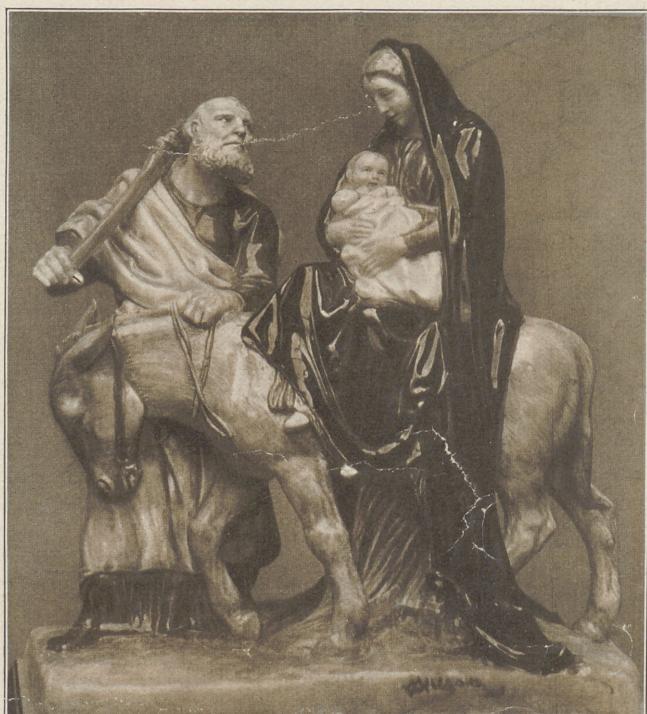
weiter, die Priester stellten im Innersten ihrer Tempel das Bild der Jungfrau mit dem Kinde auf und beteten davor. Als König Ptolemäus sie nach dem Grunde fragte, antworteten sie: „Es ist eine Heimlichkeit, die haben wir von unsren Vätern her, die sie von einem großen Heiligen empfangen haben. Und wie wir glauben, wird es dereinst geschehen.“

Die christliche Kunst hat die Flucht nach Ägypten immer gern dargestellt und namentlich im Altertum und im Mittelalter die legendarischen Züge mit der sich neigenden Palme, dem wunderbaren Quell, den beiden Räubern, den stürzenden Götzenbildern häufig benutzt. Die eigentliche Blüte des Motivs setzte mit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts ein. Die Flucht nach Ägypten bietet den Übergang vom religiösen zum reinen Landschaftsbilde, zu dessen manchmal ganz untergeordneter Staffage sie wird. Die Legende selbst, in einzelnen Zügen kindisch, sogar geschmaclos, ist voll Lieblichkeit und Anmut, und auch der Protestant wird Sepp, dem katholischen Geschichtsschreiber des Lebens Christi, zustimmen, der diese Sagen dem fliegenden Sommer vergleicht, welcher sich an die himmelhohen Erscheinungen anhängt. Ohne Kenntnis dieser Sagen bleibt uns manche Darstellung der Flucht nach Ägypten namentlich in der älteren deutschen Kunst nicht voll verständlich. Auch hier zeigt sich die Vorliebe unserer Maler für erzählende anekdotische Züge. Sie geben sich ungern mit der einfachen Geschichte der Bibel zufrieden. Sie freuen sich vielmehr an allerlei kleinen Anspielungen. Der Beschauer soll viel und soll langsam betrachten. Eins nach dem andern soll ihm aufgehen, bis schließlich eine Stimmung entsteht, die selbst im Unscheinbarsten das wunderbare Warten Gottes fromm und sinnig verehrt. So hat Memling auf



Rast auf der Flucht. Radierung von Sepp Frank.

Götterwelt, die sich vor Jesus demütigt, bietet Altdorfers „Flucht“, die im übrigen ganz deutsch empfunden ist. In der modernen Kunst hat man auf legendarische Züge verzichtet. Sie sind im Volk vergessen, und die Kirche legt keinen Wert darauf, sie zu bewahren. So wird die „Flucht nach Ägypten“, wo sie nicht einfach Anlaß für eine Landschaft mit Staffage bildet, die schwere Reise in eine kalte Verbanung, wie sie viele unserer Landsleute an allen Grenzen des Vaterlandes mit Bitternis kennen gelernt haben. Um so ergreifender, wenn der Künstler auch ohne Wunder den Schutz des Allmächtigen spüren läßt: Ein alter Mann, eine schwache Frau, ein unmündiges Kind — sie wandern ins Elend, Verfolgung und Überfällen ausgesetzt, allen Unbillen der Witterung preisgegeben. Aber Gott schützt sie in der Fremde, auch ohne daß er Engel schickt und erstaunliche Wunder verrichtet. Denn wir sind nüchterner und gläubiger geworden als das kirchenbunte Mittelalter und brauchen, um Gottes Wälten bewundernd zu verehren, nicht mehr so sinnfällige Bilder wie eine Zeit, die ins Unendliche schwärmt.



Flucht nach Ägypten. Majolikabildwerk von Martin Wiegand.

Die verhängnisvolle Befana. Eine alte venezianische Erinnerung von Alice Freiin von Gaudy.

Immer, wenn Epiphanien naht, muß ich des Erlebnisses mit dem Alfonso gedenken, das mich einst in Venedig so tief bewegt hat. Es ist lange — sehr lange her. Dennoch steht es mir so lebhaft vor der Seele, als habe es sich erst gestern abgespielt.

Wir wohnten in der Klinik eines deutschen Arztes, der meine Mutter behandelte, im Palazzo Barbarigo della Terrazza. Ein gewaltiger alter Bau, mit Riesensälen und unzähligen Treppen. Seine Merkwürdigkeit bestand, außer in lebensvollen Gemälden Tiepolos, in seinem schwelenden Garten, der ihm den Zunamen eingetragen. Diese raumver schwendende Terrasse schaute auf den Canale grande, mit seinem lustigen Gondelverkehr. Hin und her glitten die schlanken schwarzen Fahrzeuge, und ich habe manche Stunde dort oben an der schön gegliederten Marmorbrüstung verträumt und nach den wehenden Schärpen der Ruderer die Besitzer der Gondeln zu erraten versucht. Denn die alten Geschlechter führten damals noch alle ihre bestimmten Wappenfarben und Livreen.

Dort, auf der Terrasse, lernte ich den Alfonso kennen. Er war ein schlanker, vierzehnjähriger Junge mit blassem Gesicht und schönen, dunklen, schwermütligen Augen. Als Freigast hauste er in der Klinik. Sein linker Arm ruhte in der Slinge, unbrauchbar durch ein Knochenleiden. Der Professor wollte ihn, „wenn er Zeit habe“, operieren — aber er hatte eben nie Zeit, der Vielbeschäftigte! So blieb Alfonso von Woche zu Woche — und langweilte sich nach Noten. Er suchte die unbegrenzte Gassfreundschaft durch kleine Dienste zu lohnen, machte Gänge und half im Haushalt nach Möglichkeit seiner schwachen Kraft. Auf der Terrasse erschien er mit einer Gießkanne, die Kübelpflanzen zu tränken, die als Rest des „schwebenden Gartens“ die Einfriedung säumten, bis auch sie, vor winterlichen Stürmen, in die düstere Eingangshalle des Palazzo geflüchtet wurden. Auf dem freigewordenen Asphalt trieben wir lustiges Bocciaspiel, bis uns die Finger an den Kugeln festfroren. Ich hatte immer das zwingende Gefühl, mich des armen Waisenjungen annehmen zu müssen, um den sich niemand zu kümmern schien. Alle frische, aufquellende Jugendlichkeit wurde ihm durch das schwere Leiden gehemmt, das an seinem Körper zehrte.

Eines Tages erschien der Professor bei mir.

„Sie habe Zeit,“ schwäbelte er mich freundlich an und ließ seine Hünengestalt in den angebotenen Sessel gleiten. „Könnte Sie nix mit deme Alfonso treibe? Ich moin, 's isch schab: der Bub verbummelt rettungslos! Dumm isht er net — bischweile überrascht mich soi Intelligenz. Ich moine, da ließe sich ebbes aufbaue —“

So wurde Alfonso mein Schüler — sondrer Art...

Der Professor, dem alle Dialekte des Alpengebietes, Venetiens und der Lombardei untertan waren — er sammelte ihre Erzeugnisse in seiner großen Bibliothek — hatte nicht daran gedacht, daß wir zwei erst ein Gebiet der Verständigung schaffen müßten. Was zum Boccia genügt hatte, reichte nicht für die Literatur. Reines Italienisch verstand Alfonso mangelschafft, denn er stammte aus dem Friaul, aber er hatte seiner eigentümlichen Heimatsprache eine Menge venezianischer Ausdrücke einverleibt, die zur Brücke wurden. Er fasste schnell, und bald konnte er, stolz auf seine Erfolge, Gesänge aus Tasso und Dante ausdrucksvooll vortragen, die das Bildungselement jedes rechten Italiener ausmachen. Freude und Dankbarkeit des strebsamen Jungen kannten keine Grenzen. Er ging mir nach wie ein Hündchen, und immer stand die Frage auf seinen Lippen: „Studiamo?“ Wollen wir lernen?

Weihnachten rückte heran — und in der Woche vor dem Fest, wo in Deutschland jeder Mensch — aber auch jeder — sich vor Tätigkeit nicht zu retten weiß, hatte der Professor Zeit — und mein armer Alfonso mußte in den Operationsaal...

Der eigentliche Vorgang wurde tief geheimgehalten. Nur ganz verstohlen flüsterte mir die alte, verständige Pflegerin Lucia zu: „Xe ben!“ — es steht gut. Daß sie, die sonst nur in der ersten Klasse bediente, zu Alfonso's persönlicher Wartung in die dritte berufen war und seinetwegen mit ihrem Asthma, zahllose Treppen klettern mußte, gab mir zu denken. Aber auch aus Marietta, der eigentlichen Krankenschwester in der dritten Klasse, war nichts herauszubekommen. Da versuchte ich, sie mit Bratäpfeln und deutschem Pfefferkuchen zu be-

stecken — denn sie war sybaritischen Gemütes —, und nun erfuhr ich, daß Alfonso starkes Fieber habe und unausgesetzt nach mir rufe. Aber niemand — niemand — dürfe ihn sehen. Das brachte mich in peinigende Aufregung. Ich beschwor die beiden Hüterinnen, mich zu ihm zu lassen. Ich könnte ihm die Eisumschläge genau so gut machen wie sie — und wenn ich an seinem Bettie sähe und seine Hand hielte, würde sich das arme Kind beruhigen. Es war nichts zu erreichen. Der Professor hatte offenbar jede Überschreitung seiner Vorschriften mit Entlassung bedroht.

So gingen Weihnachten und Neujahr vorüber. Meine kleinen Gaben lagen bereit — und ich durfte sie meinem Schüchting, für den mein Herz zitterte, nicht bringen! Da tröstete mich die dicke Lucia: es komme noch die Befana. Die Befana sei viel wichtiger und bedeutungsvoller als Weihnachten und Neujahr zusammen. Die Befana sei das Fest des Schenkens in Venedig — und an der Befana, dem Dreikönigstag, dürfe ich für drei Minuten zum Alfonso! Er sei seit zwei Tagen fieberfrei. „Ma Professore niente sapere!“ sagte sie beschwörend. „Professore gridare immenso!“ Der Professor dürfe nichts wissen — er würde entsetzlich schelten! Wenn Lucia ihren heimischen Dialekt verließ und klassisches Italienisch anstrebe, redete sie sicherheitshalber in Infinitiven. Dabei riß sie ihre runden Venezianeraugen weit auf und wedelte mit dem Zeigefinger unter der Nase — das Zeichen heftigster Ablehnung. Ich schwur unverbrüchliches Stillschweigen. Da verriet mir die Brave, unter Anrufung ihrer Schutzheiligen als Zeugin, daß sie es nur aus Liebe zu mir laut werden lasse: der Professor und Gemahlin seien um fünf Uhr auf die Befana der Fürstin Turbide geladen — und in dieser Zeit solle ich meinen Ausflug ins dritte Stockwerk unternehmen.

Ich hatte für meinen guten Alfonso eine ganz besondere Überraschung geplant und war stundenlang in den nach fehllichem Schmalzbäck duftenden Winkelgäßchen Venedigs herumgestreift, ein Bäumchen aufzutreiben, das in deutscher Art, lichtergeföhmt, meine Befanagaben tragen sollte. Vergebens! Vergebens! Venedig kannte damals noch keine Weihnachtstannen. Die wenigen deutschen Familien, die an der Heimatsitte festhielten, pflegten sich ein mit jedem Jahre verschmachteter aussehendes Kübeltännchen. Einfuhr aus dem nahen, waldreichen Tirol war, irgend eines Schädlings halber, verboten. So gab ich mich schließlich mit dem eingetopften, schlanken Lorbeerbaum zufrieden, den mir ein im Stile Murillos zerlumpter, schwarzer Krauskopf in die Traghetto-Gondel trug, mit der ich den Kanal kreuzte. Lorbeer, der von Dante und Tasso heißgeliebte, paßte ja gut zu dieser Feier des Südens!

Stattlich prangte mein Bäumlein am Dreikönigstag mit bunten Papiertzenen, Leckereien und zehn bedenklich schwankenden Kerzen, die kunstvoll „angefeilt“ waren. Denn in Venedig gab es natürlich keine Lichthalter. Vorsichtig klimm ich mit meinen Schähen die unendlich hohen Marmortreppen empor, gefolgt von Lucia, die sich teils aus Reugier, teils aus Verantwortlichkeitsgefühl, angelösst hatte. Vor Alfonso's Tür stand Marietta, mit untergeschlagenen Armen, wie Napoleon, obwohl sie das genaue Gegenteil dieses fieberhaft Tätigen darstellte. Ich entzündete die Kerzen, Lucia läutete geheimnisvoll mit einem Zieenglöckchen vom Nippesstisch der Frau Professor — und wir traten ein. Nie werde ich den Ausdruck von Glückseligkeit vergessen, mit dem die schönen Augen des armen Kranken uns grüßten! Er vergaß sein schmerzvolles Wimmern, sein Antlitz leuchtete, seine Hand liebkoste die Dinge, die ich ihm auf sein Bett legte, besonders das Geschichtenbuch.

„O, che Befana! Che Befana! Was für eine Bescherung!“ jauchzte er wieder und wieder. Dann bat er, ich möchte ihm ein deutsches Befanalied singen. Das war eine schwierige Forderung. Gab es eins, das in die Stimmung paßte? Mir huschte manches durch den Kopf, von den drei Königen — aber alles zu jahrmarktmäßig — — In Erwartung röh mich Alfonso an. Da kam es mir: Cornelius' wundervolles, nie veraltendes Lied „Drei Könige zogen von Morgenland“ — und gedämpft, um in den Nebenräumen nicht zu stören, sang ich die schlichte, schöne deutsche Weise. Das strahlende Bäumchen stand auf dem Fußende des Lagers, rechts und links davon lehnten die andächtig lauschenden Wärterinnen. Denn auch die Napoleonische Marietta war hereingekommen. Da



Raft. Gemälde von Willi Jüttner
(Aus der Münchener Kunstaustellung im Glaspalast)

plötzlich verbreitete sich überirdische Helle in der fahlen Kammer. Ein Aufschrei der beiden Frauen — ein entsetztes Starren Alfonso — das Bäumchen brannte lichterloh — brannte wie eine funkensprühende Feuergarbe — und im gleichen Augenblick war der Raum voll dicken, qualmenden Rauches. Marietta, die Piemonteserin, war die Besonnenste. Mit der ihrer Rasse eigenen, vollkommenen Gelassenheit griff sie in die Waschschüssel und warf die beiden eisgekühlten Tücher über das Bett, erfaszte die Flammengarbe und trug sie, wie ein Nachseengel, zur Tür hinaus, um sie auf den Asphalt des Ganges niederzufliegen. Ich saß wie gelähmt vor Schreck. Meine Angst um Alfonso war grenzenlos... Er lag kreidebleich und flüsterte mit Anstrengung: „Nichts verraten dem Professor — nichts — nichts!“ „Nein, nein,“ beruhigte ich ihn. „Aber nun schlaf, Alfonso — und werde bald gesund!“ Er nickte mit schwachem Lächeln. Die beiden Wärterinnen hatten mit unglaublicher Behendigkeit alle Spuren des Brandes getilgt und verlangten ebenfalls tiefstes Schweigen. Niemand sollte von dem Unfall erfahren. Zeugen gab es nicht. Nur der abscheuliche Brandgeruch ließ sich nicht beseitigen und stieg dem heimkehrenden Professor gewaltig in die Nase.

Mutter und ich waren bei ihm zur abendlichen Besanfeier eingeladen.

„Weischt,“ sagte der biedere Schwabe zu seiner reizenden jungen Frau, „die mache immer Dummheit, wann wir net daheim sind! Und dann schwäze sie allerhand Lüge daher. Die Lutschia sagt, sie hätte zum Fescht für sich und die Wärterinne Kräpfle gebake, da sie esliche ins Feuer gefalle — und gleich habe's im ganze Palascht gestunkt! Ich glaub's net! Und mit der Temperatur vom Alfonso, weischt, da habe sie eine mächtige Eselei gemacht. Der Bub hat hohes Fieber — und auf deme Täftele sind 36,7 oigetrage — — —“

Dabei streifte mich der Professor mit einem vorwurfsvollen Blick — oder bildete ich es mir ein? Mir lief es kalt über den Rücken bei diesen Reden. Ich zitterte wie Espenlaub. Und ich hatte noch oft Gelegenheit dazu in den nächsten quävollen Wochen. Ich wußte, daß die beiden Wärterinnen, frisch und fromm, Alfonso's Temperaturen fälschten. Daz er in großer Gefahr schwebte und sich nur ganz, ganz langsam erholt. Und das alles war gekommen um einer deutsch eingekleideten Besanfeier willen! Man soll nicht Volksbräuche verpflanzen: sie gedeihen nicht auf fremdem Boden.



Baue dir Hoffnungen, nicht aus Scheitern,
Baue dir keine eiserne Leitern,
Leitern aus Schaffen, aus Wollen und Wagen,
Die den Wunsch zur Erfüllung tragen. f. 8.

Vom Tagewerk einer Auswanderer-Fürsorgerin.

Im Überseeheim von Hamburg ist Großbetrieb, denn morgen geht die „Deutschland“ nach Newyork und übermorgen einer der riesigen Hamburg-Süd-Dampfer. Jedes Haus ist voll belegt, und auf den Wegen zwischen den Blumenbeeten und der Kirche wimmelt es von Passagieren. Durch spielende Kinder hindurch bahnt die Fürsorgerin sich einen Weg zum Süd-Hotel, in dem die alleinreisenden jungen Mädchen wohnen. Die „Hausmutter“ des Süd-Hotels weiß gleich Bescheid: „Fräulein Werner und Fräulein Schmidt finden Sie beide auf Zimmer Nr. 17; sie sind schon zur ärztlichen Untersuchung gewesen; da sie zweiter Klasse fahren, brauchen sie nicht noch zum amerikanischen Arzt. Fräulein

Daulsberg wohnt nicht bei mir, wahrscheinlich gegenüber im Amerika-Hotel.“ — Im Zimmer Nr. 17 sitzen zwei junge Mädchen, die über den Besuch der Fürsorgerin sichtlich erfreut sind. Die eine, eine Schwarzwälderin, geht zu Verwandten nach California. Sie hat von diesen Bürgschaftsbrief und Reisegeld bekommen; sie wird sich erst einige Zeit bei ihnen akklimatisieren, ehe sie eine Stelle annimmt. Die andere, eine energische Sächsin, fährt auf gut Glück nach Newyork. Sie gehört zu den wenigen, die drüben keinerlei Beziehungen und infolgedessen auch keinen Bürgschaftsbrief haben. Aber sie konnte 300 Dollar bar deponieren, da bekam sie ohne Schwierigkeiten das Visum, auf das viele so lange vergeblich warteten. — Die Fürsorgerin hat beide Mädchen schon in der vorigen Woche der Traveller's Aid Society gemeldet, damit sie bei der Landung gleich Hilfe finden; die

eine bei ihrer Weiterreise nach California, die andere bei der Stellensuche. Beide Mädchen erhalten von der Fürsorgerin nun noch Adressen von Heimen und Vertrauenspersonen, einige gute Ratschläge und Leinentoff. Fräulein Werner meint zwar, da sie ja zu Verwandten gehe, brauche sie die Vertrauensadressen nicht. „Kennen Sie denn Ihre Verwandten?“ — „Nein, aber ihre Photographie habe ich schon gesehen. Die Tante kann zwar nicht deutsch und ich nicht englisch — und der Onkel war seit 16 Jahren nicht mehr in Deutschland — aber es wird schon gehen.“ — „Ja, hoffentlich! Aber wenn das Heimweh Sie einmal packt, dann sind Sie vielleicht doch

froh, diese guten deutschen Adressen zu haben.“ —

Die jungen Mädchen lassen es sich nicht nehmen, die Fürsorgerin ins Amerika-Hotel zu begleiten, und als Fräulein Daulsberg auch dort nicht ist, noch ins Nord-Hotel. Hier ist die Gesuchte in einem der großen Schlafzäle untergekommen. Sie geht der Fürsorgerin, die sie gestern bei ihrer Ankunft am Bahnhof schon kennen gelernt hat, mit offnen Armen entgegen: „Da sind Sie ja! Ich hatte schon Sehnsucht nach Ihnen! Weiß weder aus noch



Fräulein Ohlert, Hamburg, die erste Auswanderer-Fürsorgerin Deutschlands, mit einigen ihrer Schützlinge.

ein... Hab' eben einen Brief von meinem Bästli aus Amerika bekommen. Ich soll eine Bekannte von ihr in Hamburg aufsuchen und dies und jenes fürs Bästli besorgen. Aber ich kenn' mich doch nicht aus in Hamburg. Wie soll ich nur all diese Straßen finden?“ — Die Fürsorgerin nimmt die Ratlose mit zur Stadt, kauft mit ihr ein und setzt sie später in den Stadtbahnhof, der sie sicher zurückführt zum Überseeheim. —

Ein Brief aus Mexiko: „Wir möchten unsere alte Mutter vom Erzgebirge nach hier kommen lassen. Wenn sie erst glücklich auf dem Dampfer ist, hat's keine Not. Und bei der Landung hier nehmen wir sie gleich in Empfang. Aber in großer Sorge sind wir bei dem Gedanken, sie in Hamburg allein ankommen, allein alle die mühseligen Laufereien zum Konsulat, zur Schiffsslinie, zur Gepäckabfertigung machen zu lassen. Wir haben's ja vor drei Jahren am eigenen Leibe verspürt, wie schwer man sich da zurechtfindet. Würden Sie sich unserer alten, reiseungewohnten Mutter freundlich annehmen?“

In die Sprechstunde der Fürsorgerin kommt eine Frau, der man bei ihrem Eintritt gleich ansieht, daß sie voll Sorge und Unruhe ist. Und sie erzählt: Ihr Mann, Musiker, ist vor einem Jahr nach Amerika gegangen. Wenn's ihm drüben glückt und er das Reisegeld beisammen hat, will er sie nachkommen lassen. Dann ist ein Brief aus einem Krankenhaus gefommen: er sei krank, könne ihr kein Geld schicken. Und dann sind Monate vergangen ohne Nachricht von ihm. Die Frau ist in Todesangst um ihren Mann; sie trauert nicht dem Geld nach, sie hilft sich schon selber, wenn nur ihr Mann noch lebt. Sie fleht die Fürsorgerin an, ihr ein Lebenszeichen von ihm zu verschaffen. — Ein Brief an den Oberarzt des Krankenhauses in Philadelphia wird gesandt, und prompt kommt die Antwort zurück: „Der Musiker K. ist vor sechs Wochen hier an Lungenentzündung verstorben.“

Der unglücklichen Frau diese Botschaft schonend beizubringen war eine harte Aufgabe für die Fürsorgerin.

Dem Frühzug, der, von Süddeutschland kommend, auf dem Hamburger Hauptbahnhof einläuft, ist soeben eine Mutter mit drei kleinen Kindern entstiegen. Mitreisende haben ihr

geholfen, die Kleinen und ihr umfangreiches Gepäck glücklich aus dem Eisenbahnwagen herauszubefommen. Nun steht sie inmitten ihrer Habe, das Kleinste auf dem Arme, und schaut hilfesuchend umher. Wenn nun die Fürsorgerin nicht kommt, die vom Ausland-Institut in Stuttgart benachrichtigt werden sollte? — Sie muß zur Schiffsslinie, zum argentinischen Konsulat, zum Geldwechseln, — und ein Nachquartier muß sie auch haben, denn der Dampfer geht erst morgen. Sie war noch nie in einer großen Stadt. Der Kopf ist ihr so wirr nach der durchfahrenen Nacht, und die Kinder sind weinerlich und müde. — Was soll sie nur machen, wenn niemand ihr hilft? — Da bahnt sich eine Frau mit einer weißen Armbrücke einen Weg durch das Menschenengewühl und steuert gerade auf die kleine Gruppe zu: die Fürsorgerin! Sie holt einen Hausdiener, faßt die kleinen Mädchen bei der Hand, übernimmt die Führung ins nahegelegene Auswanderer-Heim und sorgt für Beaufsichtigung der Kinder, während sie mit der Mutter die nötigen Wege macht. Am nächsten Tag fährt sie mit der Familie auf einem Tender an den Ozeanriegen heran. Dann geht's vorsichtig die schwankende Schiffstreppe hinauf, die Mutter mit dem Jüngsten und etlichem Gepäck voran, die Fürsorgerin mit den kleinen Mädchen und einigen Packen hinterdrein. — Nachdem die Reisenden glücklich in ihrer Kabine untergebracht sind, muß sich die Begleiterin sehr sputen, um noch den ersten Tender, der zurück an Land fährt, zu erwischen, denn gleich wird an den St. Pauli-Landungsbrücken der Dampfer aus Helgoland anlegen. Da muß sie zur Stelle sein, um einige junge Mädchen in Empfang zu nehmen, die ihr gemeldet worden sind. Jetzt nach Schluss der Saison kommen viele aus den Nordseebädern, in der Hoffnung, in Hamburg Verdienst zu finden. Da gilt's, ihnen Unterkunft und Stellen zu verschaffen.

U. D.

Der Arbeitskittel der berufstätigen Frau.



Mit dem verstarkten Eindringen der Frau in das Berufsleben gewinnt auch die Frage der Berufskleidung an Bedeutung. Der sachlich denkenden Frau wird es, wenn sie nur ein bisschen Gefühl für

Stil hat, stilwidrig erscheinen, im modischen Fähnchen an der ersten Arbeit geweihten Stätte aufzutreten. Auch die Kostenfrage spielt da eine Rolle; die Modekleider, so billig sie auch jetzt schon zu haben sind, verschleißt bei täglichem Gebrauch doch schnell und sehen gar zu rasch unansehnlich aus, wenn man nicht dauernd an ihnen ausbessern und herumbügeln will (was wiederum nicht zu ihrer Haltbarkeit beiträgt)!

Das Arbeitskleid der Frau muß in erster Linie zweckentsprechend sein, soll aber trotzdem den Ansprüchen an Kleidsamkeit Genüge tun. Auch im Berufskleid will die Frau immer „gut ausgezogen“ aussehen. Es soll sich nicht drücken, nicht sofort Sifthalten aufweisen und muß waschbar, also leicht zu reinigen und zu plätzen sein. Alle Kinterlitzchen, Garnituren, Knöpfchen, Schleifchen fallen fort. Einen interessanten Versuch,

diesen vielen verschiedenen Anforderungen gerecht zu werden — was bestimmt nicht einfach war — veranschaulicht das Bild dieser Seite. Es handelt sich um einen Kittel (der Hersteller nennt ihn „Kaftan“) aus Brillant-Popeline, einem in mattem Seidenglanz schimmernden licht- und waschechten Stoff. Die hübschen Farben, in denen dieser Kittel verarbeitet



Kleidsamer Kittel aus Popeline für die berufstätige Frau. Mit oder ohne Gürtel zu tragen. (C. Schneider, München.) Aufnahme: H. E. Kiesel, Berlin.

wird, nämlich fliegender, resedagrün, tango, silbergrau, rosa, lavendelblau, altgold, havannabraun, den Tönen des Sonnenuntergangs, haben ihm schon viele Freunde erworben. Wer dieses Kleidungsstück trotzdem in seinem schlanken Schnitt noch als zu nüchtern empfindet, kann ihm durch eine farblich gut darauf abgestimmte Krawatte eine belebende Note verleihen. Ein havannabrauner Kaftan mit stahlblauer oder kupferroter Krawatte, ein lavendelblauer oder ein resedagrüner mit schwarzer — das sind Zusammenstellungen, die eine ganz vorzügliche Wirkung ergeben.

Der Kittel wird in Art der Kleiderschürzen über das Kleid gezogen, nur daß hier der Knopfverschluß praktischerweise vorn angebracht ist; man kann seine alten Kleider bequem darunter auftragen und wirkt doch immer adrett, man hat aber auch die Möglichkeit, ein Teekleid darunterzuziehen, wenn man nach Arbeitschluß noch eingeladen ist, ohne befürchten zu müssen, daß dieses im Verlaufe des Dienstes „angeschnudelt“ wird. In der warmen Jahreszeit kann der Kaftan natürlich auch an Stelle eines Kleides selbst getragen werden.

Eine gewisse Abwechslung beim Tragen wird durch den sehr wandlungsfähigen Kragen geboten. Die kleinen Skizzen zeigen, wie er gelegt, geknöpft oder mit Hilfe der Krawatte gebunden werden kann; mit diesen fünf Beispielen sind aber die Möglichkeiten noch längst nicht erschöpft. Detta.



Abwechslung beim Tragen wird durch den sehr wandlungsfähigen Kragen geboten. Die kleinen Skizzen zeigen, wie er gelegt, geknöpft oder mit Hilfe der Krawatte gebunden werden kann; mit diesen fünf Beispielen sind aber die Möglichkeiten noch längst nicht erschöpft. Detta.

Spitzen und Stickereien.

„Die größte Kunst für eine Frau ist nicht mit Feder oder Pinsel zu glänzen oder Töne schwingen zu machen — die größte Kunst für eine Frau ist, dem Alltäglichen immer neue Anmut geben zu können — und mit allem, was sie ist und hat, eine kleine, glückliche Welt um die ihr anbefohlene zu bilden! . . .“ Diese Worte entnehmen wir den „Blättern für kunstliebende Frauen“, die jetzt wieder einmal im gesammelten Jahresband, dem des Jahres 1927, vor uns liegen. Sie könnten als Leitmotiv des stattlichen Werkes gelten, klingen sie doch immer wieder zwischen den Zeilen auf, sprechen sie doch aus jedem Bilde zu uns. Wir finden in diesem Bande schlichte Stickereien, wie sie in den neuzeitlichen Wohnräumen passen, neben kraus und üppig ornamentierten Spitzen, wie sie Frauen durch die Jahrhunderte hindurch mit ihrer Hände Kunstscherheit schufen, wie sie liebten und erwarben — um sich selbst damit zu schmücken. Dieses „sich selbst“ kann man hier ruhig in erweitertem Sinne nehmen, denn wenn eine Frau einen Raum schmückt, wenn sie strebend sich bemüht, ihr Heim mit schönen Dingen auszufüllen, so — nun, so schmückt sie doch auch sich selbst. —

„Stickerei und Spitzen“ versuchen, uns den geistigen Gehalt der weiblichen Nadelkunst näher zu bringen. Sie machen das mit viel Geschmac und sehr viel beseliger Formensprache, die sich auch in den eingestreuten Texten dokumentiert. Da gibt es z. B. eine Art von „Monologen der Dinge“ („Lied der Nähnadeln“, „Die Schere spricht“, „Lied der Stricknadeln“, „Der Perlbeutel spricht“ usw. von Carla Meyer, Celle), die nur von einer Frau empfunden und gedichtet sein können, und die so köstlich sind, daß man allein ihretwegen immer wieder den Band durch- und die Seiten zurückblättert.

„Behagen schafft der Madelit leises Klapfern, wie wintertags des Ofens Knisterflammen; wir reden viel wie alte Leute plappern.“

Sitzt ihr zur Dämmerzeit beisammen, sind wir der beste Zeitvertreib, denn eure Hände meistern uns allein, das Auge kann ganz ausgeschaltet sein.“

„Wie immer Kinder sind, für deren Lebensmorgen ihr Mützchen, Jäckchen, Strumpf und Tuch gebraucht, so werden immer Mütter junger Mütter sein, die strickend jedes Enkelkind versorgen.“

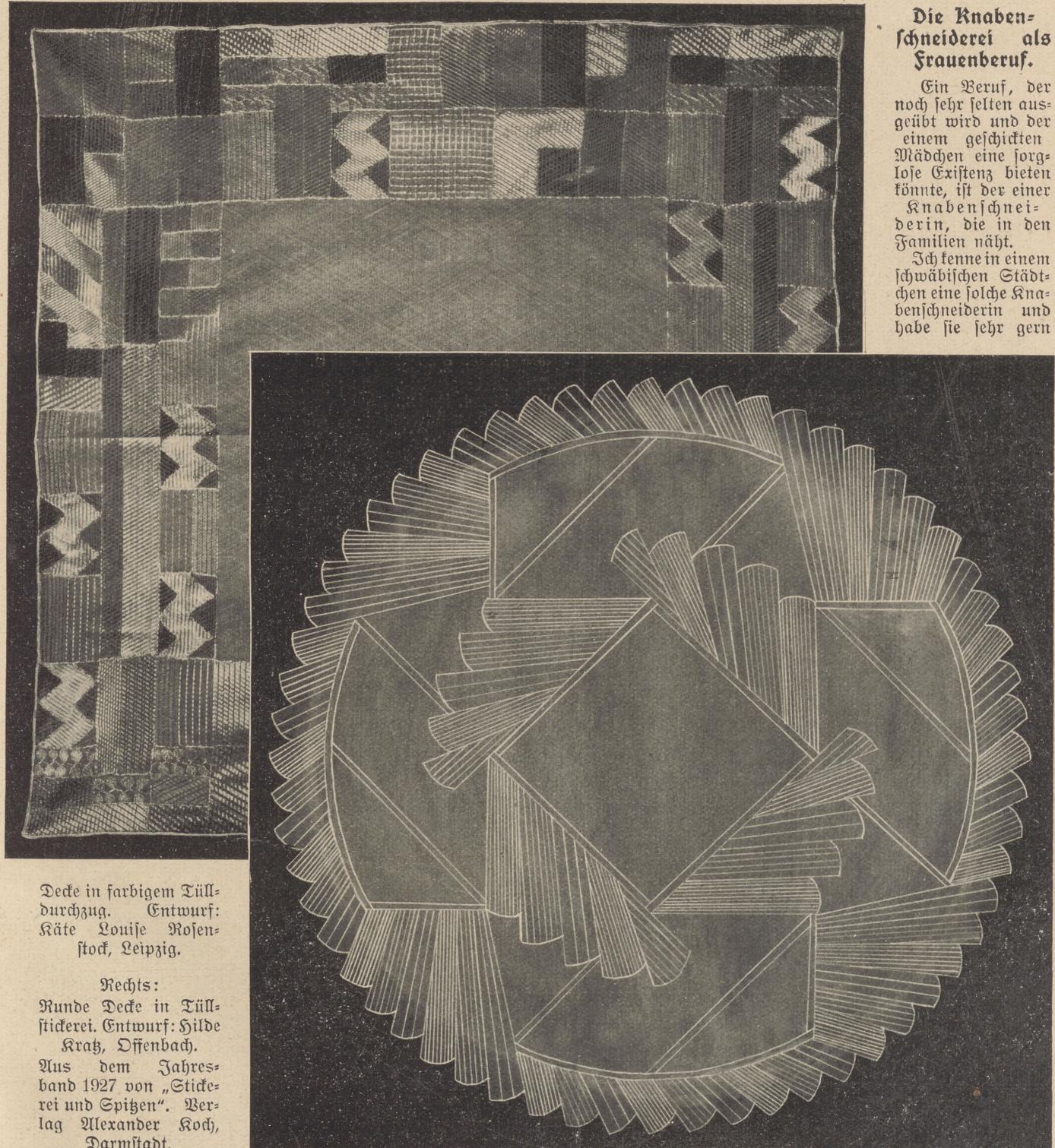
„Des Lebens Kreislauf muß uns jung erhalten: die Kunst der Alten.“

G. R.-S.

Die Knabenschneiderei als Frauenberuf.

Ein Beruf, der noch sehr selten ausgeübt wird und der einem geschickten Mädchen eine sorglose Existenz bieten könnte, ist der einer Knabenschneiderin, die in den Familien näht.

Ich kenne in einem schwäbischen Städtchen eine solche Knabenschneiderin und habe sie sehr gern



Decke in farbigem Tüll-durchzug. Entwurf: Käte Louise Rosenstock, Leipzig.

Rechts:
Runde Decke in Tüll-stickerei. Entwurf: Hilde Kraß, Offenbach.
Aus dem Jahresband 1927 von „Stickerei und Spitzen“. Verlag Alexander Koch, Darmstadt.

in meinem Hause beschäftigt. Sie war die Tochter einer kinderreichen, sehr angesehenen Bürgerfamilie, die sich auf diese Weise eine sorglose Existenz gegründet hatte. Als junges Mädchen hatte sie bei einem Schneider das Schneidergewerbe erlernt. Sie geht morgens in die Familien und näht dort den ganzen Tag, ist überall höchst willkommen, versteht ihr Gewerbe sehr gut, ist sehr fleißig, bescheiden und hat gute Umgangsformen. Fast sämtliche Knaben des Städtchens werden von ihr gekleidet. Die Frauen ersparen dadurch sehr viel; denn sie können mitarbeiten und die Kleider später selbst ausarbeiten. Auch können sie noch vorhandene Futterstoffe, Knöpfe, Schnallen usw. mit verwenden und ersparen dadurch Neuan schaffungen. Auch alte, zerrenne Herrenkleider werden auf billige Weise wieder in ganz hübsche Knabenkleider umgewandelt. Die Schneiderin selbst hat eine auskömmliche Existenz.

Nach meiner Ansicht ist die Herrenschneiderei eigentlich

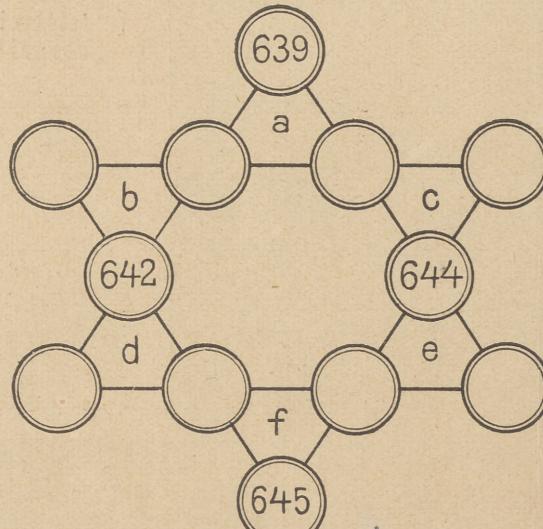
leichter zu erlernen als die Damenschneiderei, da sie dem Wechsel der Mode nicht so stark unterworfen ist. Was ein kleiner Schneiderlerning erfährt, wird doch auch ein Mädchen erlernen können! Die feinere, geschicktere weibliche Hand ist eigentlich noch eher als die männliche dazu geeignet, die Schneiderei schön und sauber auszuführen.

Manches Mädchen, das Geschick und Lust zur Knabenschneiderei hätte, könnte sich auf diese Weise eine sichere und sorglose Existenz gründen. Die fertigen Knabenanzüge und Mäntel sind für viele Familien fast nicht mehr zu erschwingen. Wenn sie aber im Hause gearbeitet werden, sind die Ausgaben bedeutend geringer. Ist ein solches Mädchen noch sympathisch und bescheiden, hat sie gute Umgangsformen und Tischsitzen, so daß sie anstandslos am Familientreffen teilnehmen kann, wird ihre Anwesenheit keine Störung bedeuten, sondern überall freudig begrüßt werden.

Marie Führer.

Bum Nachdenken

1. Rechenaufgabe.



Die Zahlen 637 bis einschließlich 648 sind in die leeren Kreise der Figur so einzustellen, daß die Summe jedes der sechs Dreiecke, die mit a, b, c, d, e, f bezeichnet sind, die Jahreszahl 1928 ergibt.

Die bereits eingestellten Zahlen behaupten ihre Stellen.

2. Rätsel.

Wir leben in dem Wort, doch nur noch kurze Zeit;
Wir danken Gott, daß er's uns ließ erleben,
Und bilden, übers Jahr in milder Freundlichkeit
Und öfter noch das gleiche uns zu geben!

Ein Zeichen ändre: grimmig wild wird nun das Wort
Und alles fliebt vor ihm mit scheuem Beben;
Träf's waffenlos dich an am wal-desdüstern Ort,
So gäb' ich keinen Deut mehr für dein Leben!

3. Silbenrätsel.

Aus den 75 Silben: aar — ah — an — ar — ber — cha — chen — chi — dan — dant — dau — de — det — drid — du — e — e — e — e — ei — em — es — fa — ga

— gau — ge — ge
— gen — gen —
gu — holz — i —
i — il — in — in
— jew — ki — kul
— la — li — li —
lys — ma — mann
— mich — na —
na — nan — ne —
no — no — org —
ran — rat — rent
— rich — ron — sa —
se — se — ses —
si — sig — ta —
ta — tat — te —
ten — ti — tiv —
tur — u — van —
zi sind 30 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. wörtliche Aufführung, 2. griechischer Sagenheld, 3. Wild, 4. italien. Wein, 5. russischer Dichter, 6. Zeitungsanzeige, 7. männlicher Vorname, 8. biblischer Richter, 9. französischer Dichter, 10. männlicher Vorname, 11. weiblicher Vorname, 12. Straußarten, 13. Nutzholz, 14. Küstenbildung, 15. Säure, 16. asiatisches Lochland, 17. italien. Dichter, 18. musikalisches Schauspiel von Kienzl, 19. biblische Person, 20. biblischer Berg, 21. griechische Sagen gestalt, 22. Fluß in Italien, 23. nach freier Wahl (Eigenhaftwort), 24. Stadt in Italien, 25. Führer aus dem Weltkriege, 26. Stadt in Japan, 27. Waffe, 28. Kanton der Schweiz, 29. europäische Hauptstadt, 30. Leiter eines Theaters

Die ersten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, dazu die letzten in umgekehrter Reihenfolge ergeben ein Wort von Epitet.

4. Versteckrätsel.

Bestie — Konserven — Entzweiung — Schmalhans — Angelus — Hermes — Bujento — Stralsund — Volkseinheit — Malteser — Bahnhverkehr — Spinges — Luisenburg.

Je drei bis vier aufeinanderfolgende Buchstaben dieser 13 Wörter ergeben, als Silben entsprechend zusammengestellt, ein Sprüchlein von Freidank.

— Glgr.—

5. Entdeckungsreise.

Teils auf dem Land, teils auf dem Meer
Fuhr ich so in der Welt umher
Und sah — die Sonne ging zur Rüste —
Hochragend eine Palmentüste,
Es war das Wort, das vor mir lag,
Gewaltig in der Brandung Schlag.
Der Himmel flamme, lohte, brannte
Und plötzlich in der Glut erkannte
Im Wort das Wort ich, dem mit Neigen
Wir höflich immer Ehrfurcht zeigen,
Das alle Mädchen, würdefein,
Und alle Frauen möchten sein. —
Und noch ein Zweites stand im Glühn:
Ein Name, schön wie Heideblühn.
Walter Leistikow.

6. Pflanze und Tier.

Tief unterm Meeresspiegel dort
Die Alge wächst und erftes Wort.
Das zweite übers Wasser streicht,
Sein Flügelschlag die Luft durch-
pifff.
Die zwei vereint erkennt man leicht
Als geometrischen Begriff.
E. v. zur Mühlens.
Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 13.

1. Kreuzworträtsel: Wagerecht: 7. Rüdesheim, 9. Jaffa, 10. Gisig, 12. Amur, 13. Tran, 16. Efeu, 18. Sieb, 20. Ruhr, 21. Ente, 23. Almat, 26. Otter, 28. Et, 29. Tiere, 31. Narwhal, 33. Lid, 31. Sie, 36. Emu, 37. Pol, 38. S.—O.—S., 40. Ger, 41. Eile, 43. Toga, 44. Udet, 46. Sulla, 47. Venin, 48. Eisheilige. Sprechrätsel: 1. „D, du fröhliche, o, du sielige“, 2. „Es ist ein 'Roi' entsprungen“, 3. gran, 4. Adam, 5. Theo, 6. Emir, 8. es, 9. Emter, 11. Garbe, 14. dur, 15. Aje, 17. Furt, 19. Etat, 22. Umbroß, 23. Geibel, 25. Alge, 27. Teer, 30. Reim, 32. Agio, 33. Lewis, 35. Ellen, 39. Stahl, 40. Galle, 42. Buer, 45. Dieb.

2. Silbenrätsel: Seegras, Ilme, Bonit, Sonate, Stella, Epistel, Ranzen, Dilavium, Südor, Eiger, Gubrun, Leewenmaul, Ordensband, Caitlina, Kathete, Epinal, Yotar, Neuhotel, Dötherme, Elmsfeuer, Karzer, Lorelei, Indien, Vante.
Süßer die Gloden nie klingen
Als zu der Weihnachtszeit.
3. Tauchrätsel: Engel, Else, Wabe, Welle, Nagel, Himmel, Bast, Kontor, Kreise, Tanne, Celle, Schah, Regen, Handel, Helm, Kerze, Saar, Wende, Minna, Härte, Habe, Rede, Kanne. — Gehen ist Sache der Reichen. — 4. Baumfuchmud.
5. Weihnachtstollen. — 6. Versteckrätsel: Jaguar, Emanuel, Delaware, Enzian, Mauritius, Demeter, Anderien, Schumann, Selunde, Eberfeld, Ingolstadt, Neumünster, Engadin. — Jedem das Seine.